



Briefe Josephs des Zweiten.


WIENER-STADTBIBLIOTHEK

Briefe
Josephs des Zweiten.

Dritte Auflage.

Zeitgemäß eingeleitet und erklärt

von

Franz Schuselka.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1846.

Inhalt.

Anhang I.

Anhang II.

Einleitung.

Im Reformationsdrange unserer Zeit erwacht mit neuer Begeisterung das Gedächtniß der großen deutschen Reformatoren. Einer der größten darunter aber ist der kaiserliche Reformator, Joseph der Zweite. Deshalb nennt jetzt ganz Deutschland den Namen Joseph mit neuer, gesteigerter Verehrung. Tausend und tausend Stimmen rufen: «Jetzt sollte Kaiser Joseph leben!» In Oesterreich besonders steigt dieser Wunsch aus Millionen Herzen als andächtigstes Gebet zum Himmel auf.

Dieser Völkerwunsch muß mit Nachdruck zu Gunsten unsers Reformstrebens geltend gemacht werden; er kann der Reform wesentlich dadurch nützen, daß

er die Verständigung und Befreundung zwischen Für-
sten und Völkern befördert.

Die Gegner des Fortschrittes in Kirche und Staat stellen fortwährend die abschreckende Behauptung auf, das Reformstreben der Gegenwart sei durchaus feindselig gegen die Fürsten und gehe darauf aus, das so nothwendige monarchische Princip zu stürzen.

Wenn dies wahr wäre, wie käme es dann, daß gerade die eifrigsten Reformfreunde sich mit solcher Liebe und Sehnsucht an den Kaiser erinnern, der bekanntlich so sehr als Selbstherrscher gewaltet, daß ihm dies von den reformfeindlichen Gegnern selber zum Vorwurf gemacht wird? Kann es einen deutlichern Beweis geben, daß unsere Gegner sich in Lug und Trug bewegen?

Die Reform ist nicht gegen die Fürsten, denn sie sucht sehnsüchtig reformkräftige Fürsten. Die Völker sehnen sich nach Fürsten, die Muth und Kraft, Liebe und Freiheit hätten, an die Spitze der Reform zu treten. Die Völker sehnen sich nach solchen Fürsten, weil sie fürchten, daß sonst die Reform in Revolution ausarten könnte. Wo immer ein solcher Fürst

aufstände, im Norden oder Süden, im Osten oder Westen, er würde von dem ganzen deutschen Volke mit begeistertem Jubel begrüßt werden und der kleinste deutsche Fürst könnte auf diesem Wege durch geistige Macht größer werden als die größten der jetzigen militärischen Großmächte.

Nicht gegen die Fürsten ist das Reformstreben gerichtet, sondern nur gegen das unglückseligste diplomatische System, in welchem Fürsten und Völker gefangen und gefesselt sind, welches wie ein lebenaussaugendes und erstickendes Schlinggewächs die Herzen der Fürsten und Völker umstrickt; jenes erbärmliche diplomatische System, dessen Thätigkeit Zaudern, Hinausschieben, endloses Protokolliren, dessen Charakter Völkerverachtung, Fürstenknechtung, Licht- und Lebensscheu und blinde Gespensterfurcht ist; jenes feige, herzlose diplomatische System, welches unsere neueste Zeit, die doch zu den größten und schönsten Thaten berufen und bereit war, zur schmählichsten, schläfrigsten, trägsten und feigsten Epoche unserer ganzen Geschichte gemacht hat; jenes hochmüthige diplomatische System, dessen gepriesener Schöpfer alle deutsche Für-

sten wie Kinder zurechtweist, bedroht und straft und die Ehre des deutschen Namens allerorten an Welsche, Moskowiter und Türken preisgibt.

Dieses System muß zerrissen werden, damit sich Fürsten und Völker aus dem Netze desselben in freie Lebensbewegung retten können. «Freiheit den Fürsten und den Völkern!» Dies ist das Losungswort unserer Reform und deshalb erinnern wir uns sehnsüchtig an Kaiser Joseph, der mit monarchischer Allgewalt sich selbst und seine Völker von der Herrschaft der Aristokraten, Büreaukraten und Pfaffen befreien wollte und zum Theil wirklich befreit hat.

Daß die Gegner die Erinnerung an den großen Volkskaiser fürchten, beweisen sie dadurch, daß sie sein Andenken schmähen, daß sie sein Lob polizeilich unterdrücken wollen.

Eine ihrer feindlichen Behauptungen lautet: Das Leben Kaiser Josephs sei ein ganz verfehltes, fruchtloses gewesen. Die Widerlegung ist leicht.

Daß Joseph nicht vergebens gelebt und gestrebt, ist am deutlichsten dadurch bewiesen, daß es eben noch ein mächtiges Oesterreich gibt. Dieses ist dem Grund-

wesen nach ein Produkt der Josephinischen Reformen. Erst Joseph hat aus den planlos zusammengefügten österreichischen Ländern einen wahren Staat gemacht; er hat in diese todten Körper Leben und Lebensbewußtsein gebracht; er hat die vergrabenen Schätze dieser Länder zugänglich gemacht und die schlummernden und gefesselten Kräfte der Völker geweckt und befreit. Es war gewiß eine wundervolle Fügung, daß gerade der Kaiser, bei dessen Geburt Oesterreich in der äußersten Gefahr der Auflösung war, Oesterreich zu einem lebensfähigen Ganzen gemacht hat. Man kann in Wahrheit sagen, daß Joseph schon im Mutterleibe das Unglück des altösterreichischen Systems empfunden; deshalb sein rastloses Bemühen, dieses System zu stürzen. Er hat es gestürzt und, wie sehr man sich auch seit seinem Tode bemüht, es wieder aufzurichten, ganz ist der Sieg der Reaktion doch nicht gelungen. Was in Oesterreich noch von Licht und Leben vorhanden ist, das verdanken wir Joseph und dem verdankt Oesterreich seine Erhaltung und Dauer. Ohne die Josephinische Belebung wäre der österreichische Koloß in den Stürmen der Revolutions-

kriege sicher zertrümmert worden; und wenn man dieses Leben nicht im Geiste Josephs entwickelt und erkräftigt, so wird Oesterreich in den nächsten Weltstürmen zu Grunde gehen.

Die Gegner benutzen auch das traurige Schicksal Josephs, um von der Reform abzuschrecken, um glauben zu machen, es sei unmöglich, in Oesterreich freisinnig zu regieren. Sie weisen auf die aufrührerische Opposition gegen die Josephinischen Reformen hin und behaupten, Oesterreich wäre zu Grunde gegangen, wenn Josephs Nachfolger nicht rasch zum Alten zurückgekehrt wären.

Daß nun gegen so gewaltige, alle Lebensverhältnisse durchdringende Reformen eine heftige Opposition entstand, war vorauszusehen. Und diese Opposition, so wüthend und für den Kaiser schmerzlich sie auch war, hat doch wesentlich genützt. Eben durch sie ist das Volk zum Bewußtsein und zum Kraftgefühl erwacht und hat in Folge dessen gar bald eingesehen, daß Joseph recht gehabt. An dieser Opposition wäre also Oesterreich gewiß nicht zu Grunde gegangen; wäre der kaiserliche Reformator nur am Leben und

bei Kräften geblieben und hätte er sich nicht durch eine unglückliche Politik zu dem russischen Bündniß verleiten lassen.

Es ist ferner gewiß, daß Kaiser Joseph für sein hohes Wollen nicht immer die rechten Mittel und Wege des Vollbringens gewählt. Hierin hätten die Nachfolger verbessern und nachgeben können, aber den hohen kaiserlichen Willen Josephs hätten sie ehren sollen; es war keineswegs genug, einen ehernen Joseph aufzustellen, sondern man hätte seinen Geist lebendig fortwirken lassen sollen.

Die blind wüthende Opposition gegen die kaiserlichen Reformen war ferner weit weniger eine Wirkung dieser Reformen als vielmehr eine Folge der langen Knechtung und Verdummung der Völker. Das Schicksal Josephs hätte also von dem alten Systeme abschrecken, nicht aber zu demselben zurückführen sollen.

Allerdings kam Joseph mit vielen seiner Reformen zu früh und zu rasch. Er trat recht eigentlich als ein Prophet der Zukunft auf und ein Prophet gilt ja nirgends weniger als im Vaterlande und daheim bei den Seinen. Joseph zündete seinen Völ-

kern ein Licht an, bevor noch die Menschheit über-
haupt durch den Weltbrand der französischen Revo-
lution an helles Licht gewöhnt war. — Aber eben
weil dies Alles damals der Fall war, so ist es heute
nicht mehr zu fürchten; eben weil Joseph das Seinige
gethan und gelitten hat, brauchten jetzige Reforma-
toren nicht mehr dasselbe zu leiden, wenn sie auch
dasselbe thun würden.

Heutzutage ist im Geiste und Gemüth der Völ-
ker lebendig, was damals der edle Kaiser einsam und
allein gedacht und gewollt. Seine damaligen Wünsche
sind jetzt die heißeste Sehnsucht der Völker.

Alles, was die jetzige Opposition in Oesterreich
tadelt, was sie verwirft und verlangt, das tadelt,
verwirft und wünscht sie im Geiste Josephs. Die
Schriften der österreichischen Opposition finden ihre
wörtliche Bestätigung in den nachfolgenden Briefen
des größten österreichischen Kaisers. Heftiger als der
heftigste Oppositionsmann hat der Kaiser selbst das
altösterreichische System getadelt und dabei seine eigene
Familie nicht im mindesten geschont. Freier als irgend
ein Protestant oder Deutschkatholik hat Kaiser Joseph

gegen Rom und Jesuiten geschrieben. Schärfer als der kühnste Demokrat hat der österreichische Kaiser die Adels- und Beamtenkaste wegen ihres Eigennutzes und Hochmuthes gegeißelt.

Alles, was namentlich auch ich — man verzeihe mir, daß ich einen Augenblick von mir selber spreche, denn die Oeffentlichkeit ist mein einziger Schutz — Alles, was ich in allen meinen Schriften gesagt habe und auch in diesem Buche sage, ist im Geiste Kaiser Josephs gesprochen. Er würde es gelobt, er würde mir dafür gedankt haben. Diese Ueberzeugung tröstet und stärkt mich jetzt, wo ich verlassen, verfolgt und heimatlos im großen deutschen Vaterlande dastehe. Hat ja dem edelsten und größten Oesterreicher, der je gelebt, hat ja dem Kaiser Joseph seine Liebe zu Oesterreich ein mühseliges, verbittertes Leben und einen frühen Tod gebracht!

Wenn aber diejenigen, welche sich zum Verderben Oesterreichs und des österreichischen Kaiserhauses bemühen, Josephs großes Werk gänzlich zugrundzurichten, sich für berechtigt halten, diejenigen zu verfolgen und zu bestrafen, die aus treuer Liebe zu

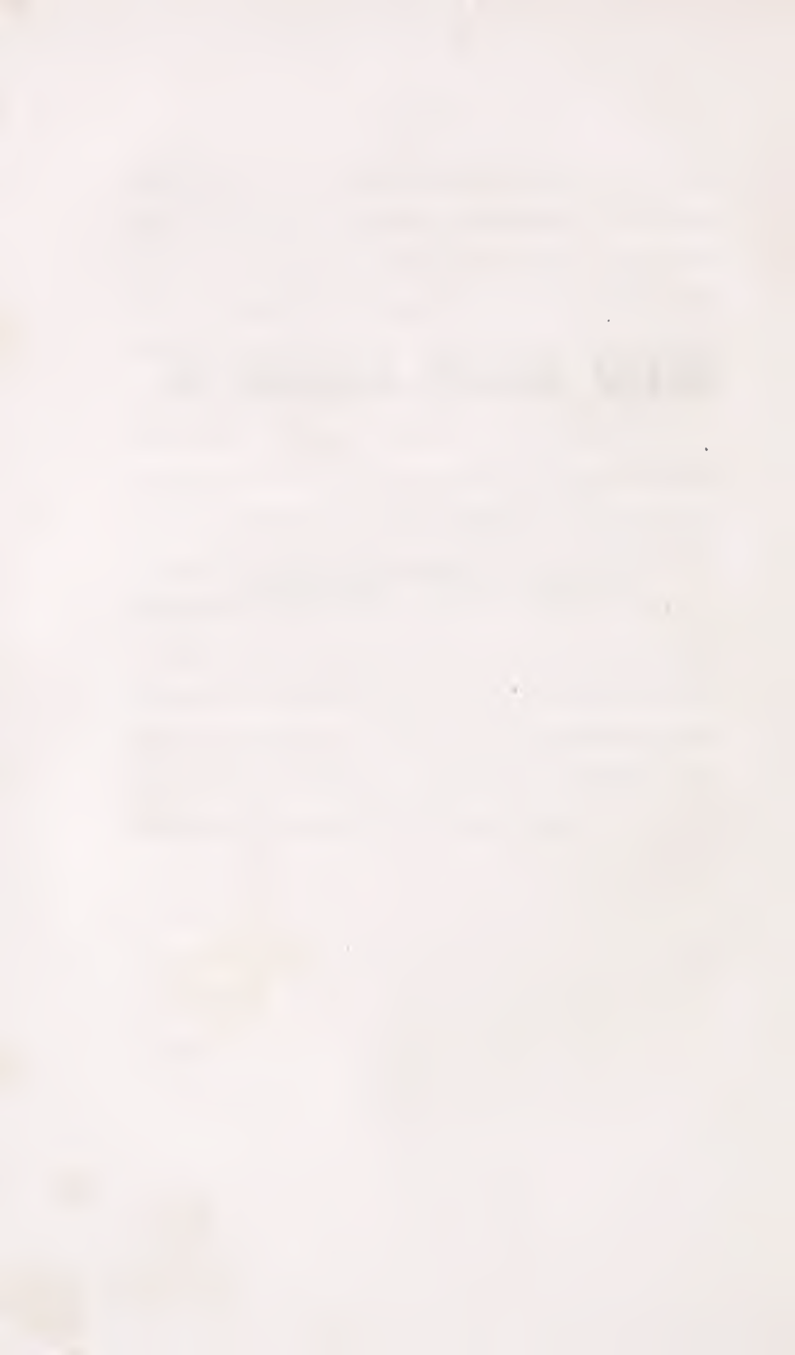
Oesterreich, aus ehrlicher Begeisterung für den hohen Beruf Oesterreichs gegen das unglückliche alte System Opposition machen, so müssen sie zuerst das Denkmal, welches Kaiser Franz seinem großen Oheim aufgestellt hat und worauf in Erz und Stein geschrieben steht das kaiserliche Lob alles dessen, was Joseph gethan und gewollt, und was jetzt wir wollen — so müssen die Vertreter des gegenwärtigen Systems zuerst das kaiserliche Denkmal Kaiser Josephs herabstürzen und zertrümmern und dafür das Standbild Ferdinands des Zweiten aufrichten lassen!

Aber selbst Ferdinand II. wäre kein genügender Vertreter dieses Systems; denn selbst Ferdinand II. erklärte öffentlich: «Ich mag die stummen Hunde nicht; ich liebe Männer, welche mit ehrlichem, anständigem Freimuth die Wahrheit sagen!»

Briefe Kaiser Josephs II.

mit

erläuternden Zusätzen.



1.

An Emmerich Joseph, Freyherrn von Breidtbach-Bürresheim, Kurfürsten von Mainz, und des Heil. Röm. Reichs Erzkanzler.

Monsieur!

Erlauben Sie mir, dass ich Ihnen für die freundschaftliche Bemühung bei den versammelten Herren Kur- und Reichsfürsten, und für die eifrige Verwendung, die Sie für mich in der Römisch-Königswahl geäussert haben, meinen aufrichtigen Dank abstatte.

Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen, als des Römisch-Deutschen Reichs Kanzler und erstem Kurfürsten zu versichern, dass ich die Königswürde, wozu sie mich durch eine freye und gesetzmässige Wahl berufen, mit der vollkommensten Beobachtung der Reichsgesetze und

der mir dadurch auferlegten Verbindlichkeiten verwalten werde; dass ich mich genau an die von mir beschworne Wahlkapitulation halten, und die Rechte und Freyheiten der ganzen Nation, so wie die Vorzüge einzelner Reichsmitstände insbesondere vertheidigen und beschützen will.

Mein einziger Wunsch ist, dass meine Fähigkeiten den Umständen und der übertragenen Würde angemessen genug seyen. Auf die Aufrichtigkeit meines Karakters, auf die Redlichkeit meiner Absichten, und auf meine Entschlossenheit zur Behauptung unserer National-Freyheit können Sie sich vollkommen verlassen. Ich umarme Sie, mein Prinz! mit den edelsten Empfindungen von Freundschaft, und rechne auf Ihre Unterstützung da, wo sich Fälle ereignen, die Sie mir nothwendig machen. Gott erhalte Sie noch lange für Deutschland.

Joseph.

Frankfurt, im April 1764.

* * *

Die Freude über die Erlangung der römischen Königswürde und das schwungvolle deutsche Kaiserbewußtsein Josephs II. erwecken Betrübniß und Mitleid, wenn man sich erinnert, in welchem Zustand sich damals das heilige römische Reich deutscher Nation befunden. Was der westphälische Friede theoretisch festgesetzt hatte, das war eben jetzt durch den siebenjährigen Krieg im Großen praktisch durchgeführt worden — die Auflösung des deutschen Reiches. Ein Jahr vor Josephs Wahl und Krönung war der Hubertsburger Friede zwischen Oesterreich und Preußen geschlossen worden, und in einem geheimen Artikel versprach Preußen, die Wahl Josephs zu unterstützen. Nach einem solchen Kampf und Frieden zwischen einem Reichsunterthan und dem Kaiserhaus und neben einem dergestalt unabhängigen und übermächtigen Preußen war an eine wirkliche Kaiserherrlichkeit nicht mehr zu denken.

Josephs Wahlkapitulation bezog sich vorzüglich auf Abhilfe der vielen Religionsbeschwerden. Die Rechte der Protestanten waren vielfältig gekränkt, viele seit dem Westphälischen Frieden anhängige Prozesse noch immer unentschieden. Im §. 11. des 1. Artikels der Kapitulation versprach Joseph: «Der Evangelischen Beschwerden und Prozesse in Religionssachen, wo selbige sich gegen das Instrumentum Pacis, Nürnbergischen Exekutionsrezeß, arctiorem modum exequendi und andere Reichskonstitutiones beschwert zu sein erachteten, sollen und wollen Wir Uns auf ihre, der augsburgischen Confessionsverwandten, Churfürsten, Fürsten und Städte sammt

oder sonders an Uns thuende Vorstellungen ohne allen Anstand obgedachten Reichsgesetzen gemäß entschließen, sofort sothane Unsere Entschließung denselben zu wissen thun, solche auch ungesäumt zum wirklichen Vollzug bringen. »

Die größte Merkwürdigkeit der Krönung Josephs ist wohl die Beschreibung, die Goethe davon geliefert. Wir führen eine charakteristische Stelle hier an.

« Endlich kamen auch die beiden Majestäten (Franz I. und Joseph) herauf. Vater und Sohn waren wie Menächmen (Zwillinge, Ebenbilder) überein gekleidet. Des Kaisers Hausornat von purpurfarbner Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, so wie Krone, Scepter und Reichsapfel fielen wohl in die Augen, denn alles war neu daran und die Nachahmung des Alterthums geschmackvoll. So bewegte er sich in seinem Anzuge ganz bequem und sein treuherzig würdiges Gesicht gab zugleich den Kaiser und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karls des Großen wie in einer Verkleidung einher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, des Lächelns sich nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopfe ab. Die Dalmatica, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Aussehen. Scepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung. »

2.

An Karl, Fürst von Batthyán, Oberſthofmeiſter Joſephs II.

Mon Prince!

Wir sind in der Gesellschaft des Grossherzogs von Florenz, und der beiden Erzherzoginnen Anna und Christina nach Inspruck gereist, um der Vermählung meines Bruders beyzuwohnen, als den 18ten die für uns traurige Katastrophe eintrat, dass den Kaiser plötzlich der Schlag berührte, und derselbe in meinen Armen verschied!

Mon Prince! Es ist über die Fähigkeit eines menschlichen Wesens, den hohen Grad von Schmerzen, das Uebermass von Empfindungen so darstellend zu schildern, wie es das Herz eines Sohnes fühlt, der seinen Vater auf

ewig verliert, von dem er überzeugt war, dass er geliebt wurde.

Im Moment von den schrecklichen Leiden, die mich folterten, vergass ich meine Mutter nicht. Aber konnten Trostgründe eines Sohnes, dem die Wehmuth sein Herz zerrissen, konnten sie ein Ersatz für den grausamen Schlag seyn, den ihr das Schicksal versetzte?

Mein Vater hatte die zärtlichste Zuneigung für mich gehabt. Er war mein Lehrer, mein Freund, und der grösste Prinz seines Hauses; — würdig des Zutrauens seiner Familie, so wie jenes seines ganzen Volkes. Grossmüthig, gerecht, wohlthätig, ein Freund der Wissenschaften, Künste, der Armuth, und des Bestrebens sich empor zu bringen, war er Kenner der Privatverdienste selbst als Monarch!

Ich bin itzt vier und zwanzig Jahre alt. Die Vorsehung hat mir in frühen Tagen den Kelch des Leidens hingegeben! da ich meine Gemahlinn verloren, nachdem ich sie kaum drey Jahre besass — Theure Elise! du bist

unvergesslich für meine Tage — und seit deinem Tode habe ich unnennbare Leiden gefühlt!

Sie haben meine Jugend geleitet; unter Ihrer Anführung ward ich ein Mann! Unterstützen Sie mich nun auch als Monarch bey der Last der Pflichten, die mir mein Schicksal auferlegt hat, und bewahren Sie Ihr Herz für Ihren Freund

Joseph.

Inspruck, den 20. August 1765.

* * *

Im Sommer 1765 zog der Hof nach Innsbruck, um die Vermälung des Erzherzogs Leopold mit Marie Luise, Infantin von Spanien zu feiern. In den letzten Tagen der Festlichkeiten klagte Kaiser Franz I. über Unwohlsein. Man schrieb es der Aufregung der Festtage und der angreifenden Bergluft zu und rüstete zur Rückreise nach Wien. Das Befinden des Kaisers verschlimmerte sich und er hatte einige apoplektische Anfälle. Am 18. August bat ihn seine Schwester Charlotte dringend, er möchte sich eine Ader öffnen lassen. «Morgen will ich es thun,» antwortete der Kaiser,

«heut' Abend muß ich bei Joseph speisen.» Aber an diesem selben Abend wurde ihm in der Oper unwohl; er ging mit Joseph hinaus und wurde im Vorsaal seines Zimmers vom Schlage gerührt. Ohne mehr ein Wort sprechen zu können, verschied er in den Armen seines Sohnes. Maria Theresia war untröstlich. Sie wollte die Regierung niederlegen und als Aebtissin eines Frauenklosters am Todesorte ihres Gatten das Leben schließen. Schwer war sie von diesem Entschlusse abzubringen, und als sie sich endlich wieder den Geschäften widmete, ernannte sie Joseph zu ihrem Mitregenten.

Josephs erste Gemalin war Elise, Isabelle von Parma, die am 6. Oktober 1760 ihren Einzug in Wien hielt und von Joseph leidenschaftlich geliebt wurde. Sie war durch Schönheit, Geist und Güte so ausgezeichnet, daß Maria Theresia von ihr sagte: «es gebe keinen Tag und keine Stunde im Laufe des Tages, wo sie ihre Schwiegertochter nicht bewundern müßte.» Sie stand ihrem Gemal wie ein guter Engel zur Seite und es war gewiß auch für die Regierungsgeschichte Josephs ein verhängnißvolles Unglück, daß ihm schon im dritten Jahre der Tod diese Lebensgefährtin raubte.

Zum zweiten Male mußte sich Joseph lediglich aus politischen Gründen mit der baierischen Prinzessin Maria Josepha, Tochter Karls VII. vermälen. Es war dies eine völlig unglückliche Ehe, welche zum Glück beider Theile schon nach zwei Jahren durch den Tod gelöst wurde.

3.

An Maria Beatrix von Este, Prinzessinn von Modena, Gemahlinn des Erzherzogs Ferdinand.

Madame!

Ihnen wünsche ich alle Glückseligkeiten dieses Lebens, und alle die Freuden, deren Sie nur fähig seyn können. Der Himmel möchte Ihrem Herzen die Zufriedenheit und dasjenige Glück geben, das Sie Ihrer schönen Seele wegen verdienen.

Prinzessinn! dies sind die Wünsche, die ich Ihnen mit dem aufrichtigsten Herzen und mit Empfindungen von Freundschaft, von deren Wahrheit ich überzeugt bin, an einem Tage mache, der Sie zur Gemahlinn meines Bruders bestimmte, und den ich immer unter

die festlichen Tage meines Hauses rechnen werde.

Ich empfehle mich in die Fortdauer Ihrer gütigen Freundschaft, und bin mit den entschiedensten Gesinnungen von Verehrung und Hochachtung

Euer Hoheit

ergebenster Bruder und Freund

Joseph.

Wien, im October 1771.

4.

An einen General im Heere des Kaisers*).

Herr General!

Den Grafen von K. und Hauptmann W. schicken Sie sogleich in Arrest. Der Graf ist aufbrausend, jung, von seiner Geburt und von falschen Ehrbegriffen eingenommen. Hauptmann W. ist ein alter Kriegsknecht, der jede Sache mit dem Degen und Pistolen berichtigen will; und welcher das Cartel des jungen Grafen sogleich mit Leidenschaft behandelte!

Ich will, und leide keinen Zweykampf bey meinem Heere; verachte die Grundsätze der-

*) Dieser General ist ein Mann von achtungswürdigen Grundsätzen, der sich des Zutrauens seines Monarchen würdig gemacht und der in Europa sehr wohl bekannt ist.

jenigen, die ihn vertheidigen, die ihn zu recht-fertigen suchen, und sich mit kaltem Blute durchboren.

Wenn ich Offiziers habe, die sich mit Bravour jeder feindlichen Gefahr blosgeben, die bey jedem sich ereignenden Fall Muth, Tapferkeit, und Entschlossenheit im Angriff, und in der Vertheidigung zeigen, so schätze ich sie hoch; die Gleichgültigkeit, die sie bei solchen Gelegenheiten für den Tod äussern, dient ihrem Vaterlande und ihrer Ehre zugleich.

Wenn aber hierunter Männer seyn sollten, die alles der Rache und dem Hasse für ihren Feind aufzuopfern bereit sind, so verachte ich dieselben; ich halte einen solchen Menschen für nichts besseres als einen römischen Gladiator.

Veranstalten Sie ein Kriegsrecht über diese zwei Offiziers; untersuchen Sie mit derjenigen Unpartheylichkeit, die ich von jedem Richter fordere, den Gegenstand ihres Streits, und wer hievon am meisten Schuld tragend ist,

der werde ein Opfer seines Schicksals und der Gesetze.

Eine solche barbarische Gewohnheit, die dem Jahrhunderte der Tamerlans und Bajazeths angemessen ist, und die oft so traurige Wirkungen auf einzelne Familien gehabt, will ich unterdrückt und bestraft wissen, und sollte es mir die Hälfte meiner Offiziers rauben! Noch giebt es Menschen, die mit dem Karakter von Heldenmuth denjenigen eines guten Unterthans vereinbaren; und das kann nur der seyn, welcher die Staatsgesetze verehret.

Joseph.

Im August 1771.

* * *

Joseph glaubte die unvernünftige Gewohnheit des Duellirens dadurch ausrotten zu können, daß er die strengen Gesetze, welche seine Mutter dagegen erlassen, rücksichtslos vollziehen ließ. Das Duellmandat von 1752 verfügte:

« Sollte sich jemand unterfangen, einen andern herauszufordern oder auf dem bestimmten Ort entweder als Herausgeforderter oder als Sekundant zu erscheinen und sich zu schlagen, so sollen nicht nur der Herausforderer und der Geforderte, sondern auch die Sekundanten, Hülf-Rath- und Vorschubgeber, wenn auch keiner von den Duellanten verletzt oder umgebracht wurde, durch das Schwert hingerichtet werden, wenn auch das Duell außer Land vollzogen worden, wenn jedoch die Ankündigung inner den Erblanden geschehen wäre. »

« Mit der nämlichen Strafe sollen jene belegt werden, so einem über lang oder kurz vorwerfen, daß er auf die Ausforderung nicht erschienen, oder die von einem andern wider ihn ausgesprengten Schmähreden ihm hinterbringen und also jemanden zum Duell aufzuhetzen sich beigehen lassen. »

« Wenn einer von den Duellanten flüchtig wurde, so soll wider seine Person in effigie die Exekution vorgenommen, auch seine Güter in Beschlag genommen werden. »

5.

An Choiseul, Duc und Pair, wie auch Staatssekretär in Frankreich.

Mein Herr!

Für das Zutrauen danke ich Ihnen. Auf meine Unterstützung könnten Sie, wenn ich Regent wäre, Staat machen, und meinen Beyfall in Absicht der Jesuiten und des Plans zu ihrer Aufhebung haben Sie vollkommen.

Auf meine Mutter rechnen Sie nicht sehr; die Anhänglichkeit für diesen Orden ist in der Familie des Hauses Habsburg erblich geworden. Klemens XIV hat selbst hievon Beweise.

Indess ist Kaunitz Ihr Freund; er vermag alles bey der Kaiserinn; hält es in Ansehung ihrer Aufhebung mit Ihnen und dem Marquis Pombal; und er ist ein Mann, der keine Sache zur Hälfte ausgeführt lässt.

Choiseul! ich kenne diese Leute so gut wie irgend einer; weiss alle ihre Entwürfe, die sie durchgesetzt, ihre Bemühungen, Finsterniss über den Erdboden zu verbreiten, und Europa von Kap finis terrae bis an die Nordsee zu regieren und zu verwirren.

In Deutschland waren sie Mandarins, in Frankreich Akademiker, Hofleute und Beichtväter, in Spanien und Portugall die Grandes der Nation, und in Paragway Könige.

Wäre mein Grossonkel, Joseph I, nicht Kaiser geworden, so hätten wir in Deutschland vermuthlich Malagridas, Aveiros, und einen Versuch des Königsmordes erleben können. Er kannte sie aber vollkommen, und als das Synedrium des Ordens seinen Beichtvater einstens im Verdacht der Redlichkeit hatte, und dass dieser Mann mehr Anhänglichkeit an den Kaiser, als für den Vatikan bewies, so wurde er nach Rom zitirt. Er sah sein ganzes grausames Schicksal voraus, wenn er dahin müsste, und bat den Kaiser, es zu

verhindern. Umsonst war alles, was der Monarch gethan, um diesem Schritt vorzubeugen. Selbst der Nuntius verlangte im Namen seines Hofes seine Entfernung. Aufgebracht über diesen Despotismus Roms erklärte der Kaiser, dass, wenn dieser Priester ja unumgänglich nach Rom müsste, er nicht ohne zahlreiche Gesellschaft dahin reisen solle, und dass ihn alle Jesuiten in österreichischen Ländern dahin begleiten müssten, von denen er keinen wieder sehen wolle. Diese in den damaligen Zeiten unerwartete und ausserordentlich entschlossene Antwort des Kaisers machte die Jesuiten von ihrem Vorhaben zurückgehen.

So war es einst, Choiseul! ich sehe voraus, dass es anderst werden muss.

Adieu! Der Himmel erhalte Sie noch lange für Frankreich, für mich, und für das Heer Ihrer Freunde.

Joseph.

Im Jänner 1770.

* * *

Maria Theresia, obwol in hohem Grade an dem habsburgischen Erbübel der Anhänglichkeit an die Jesuiten leidend, hatte dennoch das ausschließende Privilegium derselben zum öffentlichen Unterricht beschränkt und ihnen sogar die Büchercensur entzogen. Allein von der Aufhebung des Ordens wollte sie nichts hören, weil ihr vom Papst Clemens XIII. und vom Erzbischof Migazzi vorgespiegelt wurde, die Jesuiten seien der einzige Schutz gegen die atheistische Philosophie des Jahrhunderts. Selbst als man sich bereits in Frankreich, Portugal, Spanien, Parma und Neapel der Jesuitenherrschaft entzogen hatte, vertheidigte Maria Theresia noch immer den Orden und erklärte: «sie sei zwar überzeugt, daß die Regenten von Portugal und Parma so wie die Bourbons ihre guten Gründe gehabt hätten, mit den Jesuiten so zu verfahren, wie geschehen sei; allein sie ihrerseits könne den Orden wegen seiner Aufführung in ihren Staaten nur loben. Sie halte daher die Existenz des Ordens für das Wohl ihrer Völker und der Religion für sehr wichtig und werde ihn aufrecht halten und schützen.» Als aber nach Clemens' XIII. plötzlichem Tode der aufgeklärte Ganganelli als Clemens XIV. den päpstlichen Thron bestieg und in einem eigenhändigen Schreiben der Kaiserin vorstellte, sie belaste durch den Schutz der Jesuiten ihr Gewissen, erklärte Maria Theresia: «sie würde sich niemals haben bestimmen lassen, die Jesuiten in ihren Staaten zu unterdrücken, da jedoch Seine Heiligkeit selbst die Aufhebung des Ordens für nothwendig halte, so wolle sie als eine treu gehorsame Tochter der Kirche sich nicht

länger widersetzen und sei bereit, die Aufhebungsbulle vollziehen zu lassen, sobald sie erscheine.» Man will auch wissen, die Kaiserin sei von der Verwerflichkeit des Ordens dadurch überzeugt worden, daß man ihr den Beweis geliefert, wie selbst ihr eigener Beichtvater das Beichtgeheimniß misbraucht habe.

Pombal, der gewaltige Minister Portugals, hatte die Jesuiten als Urheber und Theilnehmer einer Verschwörung gegen das Leben des Königs aus dem Königreich verwiesen und sie nach dem Kirchenstaat deportiren lassen.

Joseph I., in mancher Beziehung ein geistiger Vorgänger Josephs II., war auch den Jesuiten entschieden abgeneigt. Gleich nach seiner Thronbesteigung verwies er den Hofprediger Wiedemann, der sich in der Leichenrede für den verstorbenen Kaiser den unverschämtesten Tadel des jungen Regenten erlaubt hatte. Die Jesuiten rächten sich auch an Joseph I. Sie waren während des spanischen Erbfolgekrieges fortwährend mit Frankreich im Bunde und unterstützten auch Ragoczi. Zu Klausenburg errichteten sie ihm eine Triumphpforte, worauf er als Bezwinger der Deutschen gepriesen wurde.

Malagrida, ein italienischer Jesuit, kam als Missionär nach Portugal und erwarb sich dort den größten Einfluß. Als Pombal seinen Kampf gegen die Jesuiten begann, war Malagrida der wüthendste Gegner des Ministers. Um den schwachen König Joseph zu schrecken, prophezeite ihm Malagrida öffentlich von der Kanzel herab den Tod, wofern er sich nicht den Rathschlägen seines gottlosen Ministers entziehen würde. Deshalb

wurde Malagrida als Mitschuldiger der Verschwörung gegen das Leben des Königs angeklagt und von der Inquisition zum Feuertod verurtheilt.

Joseph Mascarenhas, Herzog von Aveiro, Oberst-hofmeister des königlichen Hauses von Portugal, wollte in der Nacht des 3. Septembers 1758 den König Joseph, als er heimlich zur Schwägerin des Herzogs fuhr, meuchlerisch ermorden lassen; aber der Schuß verwundete den König nur leicht an der Schulter, und der Kutscher rettete ihn, indem er rasch umkehrte und so dem zweiten und dritten Mörderposten entging, welche der Herzog aufgestellt hatte. Aveiro und einige seiner Verwandten wurden hingerichtet.

Joseph II. wäre übrigens selber bald ein Opfer des mönchischen Fanatismus geworden. Auf seiner Reise durch Galizien drängte sich ein Minorit ungestüm an den Kaiser. Als er gewaltsam zurückgehalten wurde, verrieth er in der Wuth, er habe den Erzketzer ermorden wollen. Er wurde in ein Irrenhaus gebracht. Ein anderesmal faßte eine Nonne den Kaiser am Rocke, riß ihn ungestüm und sprach dabei die heftigsten Verwünschungen aus.

6.

An den Grafen v. Aranda, Ritter des goldenen Vließes, Grand d'Espagne, geheimen Rath, Minister Präsident von Kastilien, endlich Ambassadeur in Frankreich.

Monsieur!

Klemens XIV hat sich durch die Abolition der Jesuiten einen fortdaurenden Ruhm erworben. Er hat die Existenz dieser Sybillen des Apostolats von der Erde verbannt, und ihr Name wird künftig nur in der Geschichte der Streitigkeiten und des Jansenismus erwähnt werden.

Noch ehe sie in Deutschland bekannt geworden, war die Religion eine Glückseligkeitslehre der Völker; sie haben sie zum empörenden Bild umgeschaffen, zum Gegenstand

ihres Ehrgeitzes, und zum Deckmantel ihrer Entwürfe herabgewürdigt.

Ein Institut, das die schwärmerische Einbildungskraft eines spanischen Veteranen in einer der südlichen Gegenden Europens entwarf, das eine Universal-Herrschaft über den menschlichen Geist zu erwerben gesucht, und in diesem Gesichtspunkte alles dem infallibeln Senat des Laterans unterwerfen wollte, musste ein unseliges Geschenk für die Enkel Tuiskons seyn.

Das Synedrium dieser Loyoliten hatte ihren Ruhm, die Ausbreitung ihrer Grösse, und die Finsterniss der übrigen Welt zum ersten Augenmerk ihrer Plane gemacht.

Ihre Intoleranz war Ursache, dass Deutschland das Elend eines dreyssigjährigen Krieges dulden musste. Ihre Prinzipien haben die Heinriche von Frankreich um Leben und Krone gebracht; und sie sind Urheber des abscheulichen Edikts von Nantes geworden.

Der mächtige Einfluss, den sie über die

Prinzen des Hauses Habsburg hatten, ist zu sehr bekannt. — Ferdinand II und Leopold I, sind ihre Gönner bis zum letzten Hauch ihres Lebens gewesen.

Die Erziehung der Jugend, Literatur, Belohnungen, Ertheilung der grössten Würden im Staat, das Ohr der Könige, und das Herz der Königinnen, alles war ihrer weisen Führung anvertraut.

Man weiss zu sehr, welchen Gebrauch sie davon gemacht, welche Plane sie ausgeführet, und welche Fesseln sie den Nationen auferlegt haben.

Es ist mir nicht unbekannt, dass ausser dem grossen Klemens die Minister der Bourbonischen Höfe, und der Herr von Pombal an ihrer Aufhebung gearbeitet haben. — — Die Nachwelt wird einst ihren Bemühungen Gerechtigkeit widerfahren lassen, und wird ihnen in dem Tempel des Ruhms Altäre errichten.

Wenn ich zu irgend einem Hass fähig wäre,

so müsste ich diejenige Menschengattung hassen, die einen Fenelon verfolgt, und welche die Bulla in coena Domini hervorgebracht, die so viel Verachtung für Rom erzeigt. Adieu!

Joseph.

Wien, im Juli 1773.

* * *

Nachdem die Einwilligung der Kaiserin gewonnen war, ging Clemens XIV. unverzüglich an die Unterdrückung der Jesuiten. Er ging dabei mit furchtsamer Vorsicht zu Werke. Im Oktober 1772 verschloß er zuerst das römische Seminar, jedoch nur unter dem Vorwand, die Anstalt sei zu stark verschuldet. Auf ähnliche Weise wurden später Monat für Monat die Seminarien der Provinzen aufgehoben. Fast ein volles Jahr darauf erfolgte am 19. August 1773 die allgemeine Aufhebungsbulle. Sie beginnt mit den Worten: «Pax vobiscum!» dem Jesuitengruß, führt aber aus, daß mit dem Jesuitenorden weder in Kirche noch Staat der Friede möglich sei. Auch die weitern Anfangsworte, unter denen die berühmte Bulle gewöhnlich citirt wird: «Dominus ac redemtor noster» drückten treffend die Erlösung der Welt von dem Jesuitenübel aus; so wie der Anfang

der Wiedereinführungsbulle der Jesuiten (1814): «Sollicitudo omnium» in charakteristischer Weise den Kummer aller freien Seelen ausspricht. Clemens XIV. starb schon ein Jahr nach der Aufhebung der Jesuiten, wie man allgemein vermuthet, an jesuitischem Gifte.

Jansenismus heißt die von Cornelius Jansen, Professor zu Löwen und Bischof von Ypern vorgetragene augustinische Lehre von der freien Gnade. Erst nach Jansens Tode (1638) entstand über diese Lehre ein heftiger Streit in Frankreich. Die Jesuiten verdammten den Jansenismus und verdächtigten dessen Anhänger als Rebellen. Fast ein Jahrhundert hindurch dauerte der Kampf, welchen Papst Clemens XI. durch die berüchtigte Verdammungsbulle Unigenitus steigerte. Zuletzt artete der Jansenismus in Frankreich in tolle Schwärmerei aus; in den Niederlanden aber bildete er eine eigene Kirchengemeinschaft mit einem Erzbischof und zwei Bischöfen.

Der dritte und vierte Heinrich von Frankreich wurden durch Fanatiker ermordet. Heinrich III. am 1. August 1589 von Jakob Clement, einem Dominikaner, der dadurch zu seiner Unthat ermuntert wurde, daß die jesuitischen Professoren der Sorbonne öffentlich den Tyrannenmord vertheidigten. Für den Fall des glücklichen Entkommens war dem Königsmörder die Kardinalswürde, für den Fall seines Todes die Heiligsprechung verheißen! Papst Sixtus V. hielt dem Meuchelmörder in öffentlicher Versammlung des heiligen (?) Collegiums eine Lobrede, verglich ihn mit Judith und Eleazar und sprach folgende ewig fluchwürdige Worte: «In der Mitte sei-

nes Heeres, im Begriff Paris zu erobern, in seinem eigenen Kabinet ist der König von einem armen Mönch mit einem einzigen Stoß umgebracht worden. Dies ist eine unmittelbare Einwirkung Gottes!» — Heinrich IV., der doch bekanntlich von der reformirten zur römischen Kirche zurückgetreten war, wurde von den Jesuiten grimmig verfolgt, seit er den Protestanten durch das Edikt von Nantes (1598) Religionsfreiheit gegeben. Auf Anstiften der Jesuiten wurde er am 14. Mai 1610 auf öffentlicher Straße von dem sittenlosen Fanatiker Ravaillac erdolcht.

Die von dem «abscheulichen Edikt von Nantes» sprechende Stelle des Briefes muß von der Aufhebung dieses Edikts durch Ludwig XIV. verstanden werden.

Leopold I. wollte den Jesuiten die Grafschaft Glatz und das Schloß von Grätz schenken. Der damals noch mächtige Minister Wenzel Eusebius Fürst von Lobkowitz zerriß aber die bereits ausgefertigten Urkunden.

Fenelon, der tugendhafteste Priester und Bischof Frankreichs, war schon deshalb den scheinheiligen Jesuiten ein Dorn im Auge. Als er endlich in seinem Werk: «Explication des maximes des Saints» zu Gunsten der Quietisten, d. i. derjenigen auftrat, die im Gegensatz zu der maschinenhaften Werkheiligkeit der Kirche nach innerer Frömmigkeit strebten, erwirkte man vom Papst Innocenz XII. die Verdammung und von Ludwig XIV. die Verweisung Fenelons.

Die berüchtigte Bulle «In coena Domini» wurde eigentlich schon von Urban V. gegen die Ketzer erlassen. Paul III. (1534—1549) erneuerte, erweiterte und ver-

schärfte sie. Jährlich am Gründonnerstage mußte sie in allen Kirchen öffentlich verlesen werden. Sie verfluchte alle Ketzer und alle Beschützer der Ketzer. Pius V. (1566—1585) verschärfte diese Bulle abermals und verfügte darin, daß weder Priester noch Laien in Kirchensachen den Königen gehorchen dürften. Joseph II. verbot die Verlesung dieser Bulle und ließ sie zugleich mit der Unigenitusconstitution aus dem Rituale reißen. Clemens XIV. stellte die Verlesung allgemein ein, aber aufgehoben ist diese Fürsten und Völker beschimpfende Bulle noch immer nicht.

7.

An Maria Theresia, Kaiserinn Königinn Mutter.

Madame!

Der Grossherzog und ich sind um einige Tage früher in Venedig angekommen; die Nacht hierauf der Erzherzog Ferdinand aus Mailand, und endlich mein jüngster Bruder. Unser Hierseyn ist nach dem Symbol aller meiner Reisen incognito; als Graf von Falkenstein besuchte ich in dieser berühmten Stadt alles; der Zulauf von Fremden ist wegen der nahen Vermählung des Doge mit dem adriatischen Meere ausserordentlich.

Ich habe das weltbekannte Zeughaus der Republik, das dritthalb italienische Meilen im Umfang hat, gesehen; in der Gesellschaft meiner Brüder und des Herzogs von Parma

wohnte ich einer Regatta mit bey, besuchte verschiedene Theaters, einige Nobili, und den Gesandten Eurer Majestät, den Marquis Durazzo.

Endlich muss ich doch auch der berühmten Vermählung des Doge erwähnen. Am Himmelfahrtstage fahren Seine Hoheit mit dem Buzentauro und dem ganzen Senat in der grössten Pracht zwischen il Lido und Santo Erasmo auf die hohe See, und nachdem der Patriarch einige Ceremonien vorgenommen hat, lässt der Doge einen goldenen Ring in das Meer fallen, indem er dazu spricht: Desponsamus te mare in signum veri perpetuique Dominii. Der Donner der Kanonen, das ausserordentlich zahlreiche Gefolge einiger hundert der schönsten Barquen, und die Menge der Menschen machen diese Farze sehr feyerlich. Im Zurückweg hält der Patriarch in der St. Nikolauskirche ein Hochamt, und des Abends wird der Senat, und die, welche dem Doge auf seinem Buzentauro Gesellschaft geleistet, von der Signoria herrlich bewirthet.

Den letzten Tag vor unserer Abreise besuchten wir noch den grossen Rath, wo über vierhundert Personen gegenwärtig waren; dann hörten wir ein von den Jungfrauen des Conservatorio de mendicanti abgesungenes Oratorium, und speisten Abends bey dem Kavalier Tron, woselbst über dreyhundert Damen und einhundert zwanzig Nobili zugegen waren.

Von Venedig reiste ich nach Padua, und das in sehr zahlreicher Begleitung, nämlich des Marquis Durazzo, der Fürsten von Lobkowitz, Rohan, Salm, und des Grafen von Rosenberg. Sobald ich nach Florenz komme, werde ich Eurer Majestät weitere Nachrichten von meiner Reise durch Italien geben.

Ich küsse Ihnen die Hände mit Ehrfurcht, und bin Zeitlebens

Eurer Majestät

unterthänigster Sohn

Joseph.

Padua, im Juni 1775.

* * *

Regatta, eine beliebte Wettfahrt einzelner Ruderer auf den Kanälen Venedigs.

Die berühmte Vermälung des Dogen von Venedig mit dem adriatischen Meer wurde als ein jährlich wiederkehrender Triumph über Deutschland zum Andenken an den Sieg der Venetianer über Friedrich Barbarossa gefeiert. Diese Erinnerung allein sollte hinreichen, deutsche Reisebeschreiber und Dichter zu veranlassen, nicht allzu sehr auf Kosten Deutschlands über den Fall Venedigs zu jammern. Deutschland ist jahrhundertelang von den venetianischen Kaufherren ausgesogen und betrogen worden und die Freiheit hat durch den Fall der übermüthig aristokratischen Republik wahrlich nichts verloren.

Der Name Graf von Falkenstein, unter welchem Joseph seine Reisen machte, war kein erdichteter, sondern von der Grafschaft Falkenstein am Donnersberg genommen, welche seit 1438 den Herzögen von Lothringen gehörte und von Franz Stephan (Kaiser Franz I.) bei der Vertauschung Lothringens mit Toskana (1736) seinem Hause vorbehalten worden war.

8.

An Maria Antonia, Königinn von Frankreich.

Madame!

Ich wünsche Ihnen Glück zu der Thronbesteigung Ihres Gemahls. — Er wird Frankreich über die letzte Regierung beruhigen; er wird dem Volk die Liebe wiedergeben, die es sonst für seine Könige gehabt, und das Reich so glücklich und gross machen, als es einsmalen gewesen.

Die Nation seufzte unter der Last, welche ihr in den letzten Jahren von Louis XV auferlegt worden. Er hatte die Parlamente verwiesen, seinen Günstlingen zu viel Herrschaft über das Volk eingeräumt, hatte die Choiseuls, Malesherbes, und den Chalotais entfernet.

Männer wie Maupeou, den verhassten Abt Terray, und den Duc d'Aiguillon ans Ruder gesetzt, die mit der schändlichen Du Barry das Reich plünderten und verwirrten; und dies hatte ihm die Liebe seines Volks geraubt.

Ich habe diesen Prinzen oft in meinem Innersten beklagt, dass er sich so sehr zum Spiel seiner Leidenschaften gemacht, so herabgesetzt vor den Augen seiner verehrungswürdigen Familie und seiner Unterthanen selbst; und dass er so wankend in seinen Entschliessungen als König gewesen.

Vereinigen Sie Ihre Bemühungen mit dem Bestreben Ihres Gemahls, Ihm die Liebe seines Volks zu erwerben. Lassen Sie nichts unversucht, um sich der Zuneigung Ihrer Unterthanen zu versichern, und Sie werden dadurch das wohlthätigste Geschenk der Vorsehung für das Reich der Franken seyn.

Leben Sie immer zufrieden, Königinn! befestigen Sie die Harmonie zwischen Frankreich und dem deutschen Reich, und entsprechen Sie

nach allen Kräften Ihrer Bestimmung, die Sie zur Friedensstifterinn von zweyen der berühmtesten Nationen Europens gemacht.

Ich küsse Ihnen die Hände, und bin mit der grössten Hochachtung

Euer Majestät

gehorsamster Bruder und Freund

Joseph.

Wien, im May 1774.

* * *

Die schönen Hoffnungen dieses Briefes wurden fürchterlich getäuscht. Sie beruhten aber auch auf gänzlich trügerischen Voraussetzungen. Es war ein unglücklicher Wahn, zu hoffen, die Feindseligkeit Frankreichs gegen Oesterreich und Deutschland werde durch eine Heirat versöhnt werden. Die Feindschaft gegen Oesterreich und Deutschland ist die einzige beharrliche Consequenz aller französischen Regierungen. Auch der gutmüthige Ludwig XVI., obwol er seine Gemalin innig liebte und die Kaiserin Maria Theresia kindlich verehrte, war dennoch gegen Oesterreich, und als er sich in der ärgsten Verwirrung und Noth auf Oesterreich stützen wollte, gereichte es beiden Theilen zum Verderben.

Wie wenig seine unglückliche Schwester geeignet war, die Uebel Frankreichs zu heilen, erkannte Joseph bereits, als er 1777 Paris besuchte. Er sagte seiner Schwester und dem König mit ernsten Warnungen die Wahrheit, predigte aber tauben Ohren. Die Höflinge nannten den Grafen Falkenstein bizarr und unhöflich; das französische Volk aber vergötterte ihn und sprach es unverholen bei hundert Gelegenheiten aus, daß es sich einen solchen Fürsten wünschte. Als König von Frankreich hätte Joseph vielleicht die Revolution verhindert; in Deutschland und Oesterreich aber hätten seine Reformen bald eine Revolution erzeugt!

Auf der neuen Brücke zu Paris stand Joseph lange mit entblößtem Haupt vor dem Standbild Heinrichs IV. und sprach: «Nach einem solchen Beinamen geize ich; es gibt keinen schönern, als Vater seines Volkes zu heißen.» — Die französischen Krieger zogen während ihres Aufenthaltes in Wien niemals vor dem Standbild Josephs vorbei, ohne es durch Anziehen des Gewehrs und Senken der Fahne zu grüßen.

9.

An Friedrich II., König von Preußen und Kurfürst von Brandenburg.

Mein Herr Bruder!

Sie wollen in dem Erbfolgestreit nach dem Tode des Kurfürsten von Bayern die Rolle eines Beschützers spielen. Sie nehmen den Karakter eines Garanten des Westphälischen Friedens an, um Oesterreich zu kränken, und äussern nach verschiedenen Unterhandlungen hierüber den Machtspruch, Bayern wieder abzutreten.

Sie werden mir als Reichsoberhaupt einige Kenntniss unserer Reichsverfassung gütigst zugestehen, hoffe ich. Dem gemäss kann jeder Reichsstand sich mit den Agnaten durch eine

gütliche Einverständniss der angesprochenen Länder wegen in Traktaten einlassen, und selbe nach ihrer Uebereinstimmung in Besitz nehmen. Am allerwenigsten glaube ich, dass E. M. die Erwartung hegen werden, Oesterreich unterwerfe sich dem Tribunal des Kurfürsten von Brandenburg in einem Falle, wo derselbe nur als Reichsmitstand auf einer allgemeinen Versammlung zu reden die Befugniss hätte.

Sie haben sich weder den Unterhandlungen über die Erbfolge von Bayern, noch dem Besitz desselben widersetzt, in jener Zeit noch, wo Oesterreich ohne Kränkung seiner Ehre, und des Ansehens, das es in Europa behauptet, hätte zurücktreten können.

Erst damalen äusserten Sie Zweifel, wo die Zeit der Zweifel längst vorüber war, hatten Bedenken über einen Gegenstand, dessen Bedenklichkeiten längstens durch Uebereinstimmungen gehoben waren, und idealisirten sich vielleicht zu sehr in die Epoche von

dem Tod Karls VI und der Acquisition von Schlesien.

Mir deucht, es sey Ihnen zu sehr in der Erinnerung, dass Sie ein glücklicher General sind; dass Sie 200,000 Mann geübter Truppen und einen Obersten gehabt, der über die Werke Cäsars de bello gallico einen Commentar geschrieben? Dies hat die Vorsehung ausser Preussen noch verschiedenen andern Puissanzen auch gegeben. Wenn Eure Majestät ein Vergnügen darin haben, 200,000 Mann aufs Schlachtfeld zu führen, so komme ich mit der nämlichen Anzahl dahin. Wollen Sie die Versuche wiederholen, ob Sie noch ein glücklicher General sind, so bin ich bereit, Ihrer Begierde zu kämpfen, ein Genüge zu leisten; und endlich, was die Schriftstellerey im Gebiet der Kriegskunst betrifft, da könnte ich Euer Majestät von mir noch ein Paar Generals nennen, die auf Pension stehen, und aus Langerweile die Kommentairs des Grafen von Sachsen kommentiren.

Ich hoffe Sie an Ufern der Elbe zu finden; und wenn wir uns geschlagen, und Europa ein Schauspiel von Eigensinn gegeben, so stecken wir den Degen in die Scheide.

Je savois bien que vous êtes faché contre moi.

Joseph.

Jaromirs, im Juli 1778.

10.

An Maria Theresia, Kaiserinn Königinn Mutter.

Madame!

Der König von Preussen, der in dem Besitz des Ruhms war, eine ausserordentliche Behendigkeit in Kriegsrüstungen zu haben, und der sich hierin beynahe für unerreichbar hielt, war missvergnügt darüber, dass ich die Kühnheit hatte, ihm den Besitz hievon zu bestreiten, und dass ich mit den Truppen Eurer Majestät früher an dem Ort ihrer Bestimmung eingetroffen, als es wohl den Absichten desselben beförderlich wäre.

Wir stunden in Böhmen, um den Widersprecher, wenn er sich zum angreifenden Theil erklärte, in einer gutgewählten Stelle zu em-

pfangen. Ich hatte 200,000 Defensores der Rechte Eurer Majestät, und kluge Generals an meiner Seite.

Nachdem die Unterhandlungen abgebrochen und die Fehde erkläret worden, überschritt der König den Rubikon, und drang mit dem Erbprinz von Braunschweig und General Ramin bis Nachod vor. Ich vereinigte die Truppen E. M. und stellte mich bei Jaromirs in einen vortheilhaften Vertheidigungsposten den Feinden entgegen.

Der König sah bei einem seiner Spekulationsritte, dass es ihm unmöglich wäre, über Arnau vorzudringen, um bei Czaslau oder Prag eine Hauptschlacht zu liefern; er fand Arnau unbezwinglich, und unsere Feldbefestung diesseits der Elbe in dem vortheilhaftesten Vertheidigungsstande.

Seine Majestät unterhielten sich in ihrem Lager mit Fouragiren, und erwarteten den Erfolg einer vom Prinz Heinrich über Rumburg unternommenen Operation gegen Tur-

nau. Laudon war ihm zuvorgekommen, und bezog ohnweit Kosmanos am Ufer des Iserstroms ein unbezwingliches Lager.

Der Vortrab seiner Truppen erhielt einige Vortheile über ein paar Infanterie-Regimenter aus der Lombardie, und bei Mladenko zerstreuten die Preussen etwelche Schwadronen Reiter. Diese Kleinigkeiten verschaften ihm keine wesentliche Vortheile. Laudon machte forcirte Märsche von den Ufern der Elbe bis Münchengratz, und stellte den Prinz Heinrich bey Names — Schach.

General Platen marschirte über Linay, und besetzte Leutmeritz; der König aber zog mit seinen Truppen und dem Erbprinz v. Braunschweig aus seinem Lager nach Burkersdorf. Die Beschwerlichkeiten, denen seine Truppen hiebey ausgesetzt waren, und die unwegsamen Defileen vermehrten die Gefahr seines Rückzugs, der vom General Lossow gedeckt wurde, und der um so sicherer gewesen, da die Con-

ferenzen in Braunau mich an der Verfolgung seines Heeres gehindert haben.

Die Grossmuth Eurer Majestät, und die gemessenen Befehle, die ich hierin gehabt, den König auf seinem Rückzug nicht zu verfolgen, machen dem Herzen Eurer Majestät Ehre; aber mir wurde die Gelegenheit geraubt zu beweisen, dass ich ein General in der Gefahr seyn kann, so gut wie Friedrich der Einzige. —

Ich küsse E. M. mit Ehrfurcht die Hände und bin

Eurer Majestät

unterthänigster Sohn

Joseph.

Im Lager bey Jaromirs,
14. Aug. 1778.

11.

An Maria Theresia, Kaiserinn Königinn Mutter.

Madame!

Der Baron von Thugut, der die eigenhändigen Briefe Höchstderoselben, und seine Vollmacht mit dem König in Unterhandlungen zu treten, vorgezeigt, erhielt von Seiner philosophischen Majestät den Auftrag, nach Wien zurückzureisen, um nähere Instruktionen einzuholen.

Euer Majestät haben die Gnade gehabt, sich in einem Brief an den König darüber zu äussern, dass sich Hochdieselbe mit mir besprechen wollen, und dass der Minister den Auftrag habe, solche Propositiones zu thun,

die dem verderblichen Krieg mit einmal ein Ende machten.

Die Conferenzen im Kloster Braunau dauerten nicht länger, als vier Tage, und in dieser Zwischenzeit marschirte der König mit seinem Heere aus dem Lager, das er am linken Ufer der Elbe gehabt, und das ihm anfing nachtheilig zu werden.

Alle Unterhandlungen hörten sogleich auf, da der König unter dem Vorwand, dass man in den beyderseitigen Grundsätzen noch zu entfernt wäre, seine Minister zurückberufen hat.

Ich war — und vergeben mir E. M. diese Aeusserung — Ich war schon anfangs mit der von Hochdenselben hiebey bezeigten Schonung gegen die Anmassungen Preussens nicht einverstanden, und halte dafür, dass Oesterreich die Offerte und alle die Aufopferungen, denen sich E. M. zur Wiederherstellung des Friedens begeben wollten, in einem eigenen Manifest dem unpartheyischen Europa vor Augen legen solle.

Die Bande sind nun entzwey, die uns an einen Prinzen gefesselt haben, der die Kunst besass, sich Freunde in der Gegend Ihres Thrones zu verschaffen. Wir müssen aufs neue versuchen, welchen Erfolg unsere Waffen gegen einen Feind unsers Hauses haben, und sehen uns genöthigt, Menschenblut zu vergiessen, das der König von Preussen in seinen Schriften, aber niemals auf dem Schlachtfelde zu schonen gewusst hatte.

Ich bin mit den vollkommensten Gesinnungen von Ehrfurcht und Neigung

Eurer Majestät

unterthäniger Sohn

Joseph.

Im Lager bey Jaromirs in Böhmen,
den 18. Aug. 1778.

12.

An Maria Theresia, Kaiserinn Königinn Mutter.

Madame!

Meine letzten Briefe enthalten die fruchtlosen Versuche zur Wiederherstellung des Friedens, und die Nothwendigkeit der fortgesetzten Feldzüge.

Nun muss ich aber E. M. von den weiteren Unternehmungen des Königs Bericht erstatten, und dass er den Posten Arnau zu überrumpeln gesucht; muss Ihnen sagen, dass das Unternehmen des Generals Anhalt missslungen, und das durch die Tapferkeit des Generals d'Alton, der mit Entschlossenheit den Feinden in die Flanque manövrirte und sie zurückschlug.

Der König missvergnügt über den Nichterfolg einer That, die ihm wesentliche Vortheile gegen die Heere E. M. eingeräumt hätte, nahm dem General Anhalt die Befehlshabung über seine Truppen, und übertrug sie dem Erbprinzen von Braunschweig.

Während dem er seine Völker auf die Anhöhe von Leopold und Tscherma hingeführt hatte in der Absicht Arnau am linken Flügel anzufallen, setzten wir uns von Jaromirs in Bewegung und bezogen bey Els ein sehr vortheilhaftes Lager.

General Platen, der lange schon bey Leutmeritz gestanden, drang bis Budin vor. Ich verstärkte den Feldmarschall Laudon sogleich mit 10,000 Mann, der ihn sodann nöthigte zurückzuziehen, und den General Sauer nach Sachsen detaschirte.

Prinz Heinrich von Preussen war auf dem Standpunkt Nimes zu weit von seinen übrigen Truppen entfernt. Er musste eilen, Sachsen zu erreichen, ehe sich die Gefahr daselbst ver-

mehrte; in dieser Absicht hob er sein Lager bey Nimes auf, und wandte sich gegen Leutmeritz.

Zur nämlichen Zeit gieng der König von Lauterwasser über Trautenau; er sandte den grössten Theil seiner Reiterey nach Oberschlesien, und suchte dadurch die Oesterreichischen Truppen vom Erzgebürge zurückzuziehen.

Der Erbprinz von Braunschweig wurde nach Troppau gesandt, eine Winter-Operation in den Mährischen Gränzen zu versuchen, und hatte den Auftrag, den Posten Schatzlar ehe nicht zu verlassen, bis er von der Ankunft des Prinzen Heinrich in Sachsen den Bericht empfangen hätte.

Der Rückzug des Prinz Heinrich hatte alle Merkmale einer übereilten Flucht; man fand Menschen, Pferde, und einen Theil des Geschützes hin und wieder auf dem Weg zerstreut. Nach tausend Unbequemlichkeiten eines fruchtlos unternommenen Feldzugs erreichte er die Gränzen von Sachsen.

Ich endige die Berichte der binnen dieser Zeit beschehenen Vorfälle zwischen Eurer Majestät Truppen und den Feinden; und wenn ich Böhmen von den Preussen gereinigt, und den Winter-Cordon berichtiget habe, so hoffe ich das Glück, Euer Majestät wieder zu sehen.

Ich bin mit grosser Ehrfurcht

Eurer Majestät

unterthänigster Sohn

Joseph.

Im Lager den 1. October 1778.

13.

An Maria Theresia, Kaiserinn Königinn Mutter.

Madame!

Die fürtrefflichen Dispositionen des Feldmarschalls Laudon haben nicht nur den Prinz Heinrich nach Sachsen zurückgedrängt, sondern auch den König besorgt gemacht, er würde die Operationen gegen dieses Land fortsetzen, oder in die Laussnitz eindringen; und dies zu verhindern, hatten die Preussen den Prinzen von Anhalt-Bernburg mit einem Beobachtungsheer dahin gestellt.

Nachdem dieses alles angeordnet, und der Feldzug zum Missvergnügen des Königs ohne Hauptschlacht vorübergegangen war, der Monarch Brandenburgs aber eingesehen hatte,

dass ihn der Defensivplan unserer Heere gehindert, seinen eigenen Offensivplan zu befolgen, so gieng er mit seinen blauen Legionen in die Winterquartiere.

Euer Majestät wissen zu sehr, mit wie vieler Achtung ich Ihre Befehle jederzeit angenommen habe, und wie getreu ich den Grundsätzen sey, die mir Ihre Gesinnungen zur Richtschnur meines Betragens hiebey gemacht haben; ich würde sonst in der Person des Königs den Angreifer Ihrer Rechte gesehen und ihn als einen Feind behandelt haben, dessen kriegerische Talente nichts Furchtbares mehr für Ihre Heere haben!

Die beiden Städte, Troppau und Jägerndorf, sind zwar in dem Winter-Cordon des feindlichen Heeres mit eingeshlossen, und durch einige Feldbefestigung gesichert worden; ich hoffe aber, dass diese beyden Orte ein sehr unruhiger Platz für diese Leute werden sollen.

Ich eile Ihnen mündliche Berichte von den Angelegenheiten E. M. und dem Befinden der

Oesterreichischen Armee zu hinterbringen, um zugleich Hochdenenselben diejenigen Offiziers zu empfehlen, die sich durch Bravour und Tapferkeit Ansprüche auf Belohnungen erworben haben.

Mit gränzenloser Hochachtung bin ich

Euer Majestät

unterthänigster Sohn

Joseph.

Prag, im October 1778.

14.

An einen seiner Freunde.

Mon cher!

Der Feldzug ist vorüber, — und der König hat dabey weder seinen Ruhm, noch seine Vortheile vergrössert; er hat vielmehr eingesehen, dass er das non plus ultra seiner Entwürfe gewesen.

Demohngeachtet wird er der Kaiserinn in einem verhassten Gesichtspunkt gezeigt, — und in dem Senat, dem keiner in Europa Gesetze geben sollte, wurde der Friede projektirt.

In dieser Absicht hatte man Teschen zum Kongressort bestimmt. Hierauf erschienen sogleich eine grosse Anzahl Ambassadeurs, und arbeiteten mit vieler Weisheit drey Monden

lang an einem Frieden, dem zu Folge Oesterreich einen geringen Antheil von dem acquirirten Bayern überkommen.

Man ermangelte nicht der Kaiserinn, meiner Mutter, die Vortheile hievon sehr einleuchtend darzuthun, und die Macht des Königs durch ein Prisma zu zeigen. Sofort sagte einer dem andern eine Menge Komplimenten, und in Wien wurden deswegen 99,000 Te Deum gesungen und geschossen!

Zwar begnehmigte ich, um die Kaiserinn nicht zu betrüben, diesen Frieden, und leistete die Garantie hierüber. Ich kann aber mein Betragen hiebey mit jenem von Karl V in Afrika vergleichen, der nach einem widrigen Feldzug mit seiner Flotte nach Spanien zurückkehrte; er stieg zwar auch zu Schiff, war aber der letzte, der es that.

Ich bin, wie einer der venetianischen Generals, der im Krieg ihre Landarmee kommandiret, und in dieser Absicht die Bestallung der Republik erhält. — — Wenn die

Feldzüge vorbey sind, so bekommt er eine Pension.

Leben Sie zufrieden als ein Weiser; geniessen Sie alle die Reitze Ihres Privatstandes, und beneiden Sie ja das Glück der Könige nicht.

Joseph.

Wien, im May 1779.

* * *

Die Eifersucht zwischen Baiern und Oesterreich ist uralt. Ein Volkssprichwort sagt: «Thut man baierisch und österreichisch Fleisch in einen Topf, so springt eins heraus.»

Am bedeutendsten trat dieses für Deutschland unglückselige Misverhältniß nach dem Tode Kaiser Karls VI. hervor. Baiern hatte zwar die pragmatische Sanktion mit unterzeichnet, trat aber nun mit Ansprüchen auf das ganze österreichische Erbe auf. Allein Maria Theresia war eine mannhafte Frau; Karl Albert ein weibischer Mann. Maria Theresia trat mit ihrem Söhnlein in die Versammlung des ungarischen Reichstags; Karl Albert pilgerte zu Fuß nach Altötting und opferte dort eine silberne Statue von dem Gewichte seines achtjährigen Kurprinzen. Obwol Oesterreich in die äußerste Gefahr kam, konnte sich Baiern dieselbe doch nicht zu Nutzen

machen, sondern mußte im Frieden zu Füssen (1745) alle seine Ansprüche auf Oesterreich aufgeben.

Als Kurfürst Maximilian Joseph III. am 30. December 1777 kinderlos starb, trat Oesterreich mit Ansprüchen auf Niederbaiern und die Oberpfalz auf und besetzte diese Länder alsogleich militärisch. Maximilians Erbe, Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, ließ durch seinen Bevollmächtigten in Wien am 3. Januar 1778 wirklich einen Abtretungsvertrag über die von Oesterreich besetzten Landstriche abschließen. Allein der Herzog von Zweibrücken als nächster Agnat und präsumtiver Thronfolger protestirte, von Friedrich II. unterstützt, gegen diese Verzichtleistung. Es entspann sich daraus ein verwickelter Streit mit Staatsschriften und endlich der tragikomische Krieg zwischen Oesterreich und Preußen, welchen das Wiener Volk den «Zwetschkenrummel» nannte. Joseph brannte vor Begierde, sich mit Friedrich zu messen. Er hielt es für möglich, ja für höchst wahrscheinlich, nicht nur Baiern zu behaupten, sondern auch Schlesien wieder zu erobern. Maria Theresia aber war dem Krieg entschieden abgeneigt. Sie wollte die letzten Jahre ihres Lebens in Frieden genießen. Während also Joseph im Felde stand und sich nach Schlachten sehnte, ließ Maria Theresia unterhandeln. Als endlich auch Rußland auf Seite Preußens und Baierns trat und mit thätlichem Einschreiten drohte, wurde der Friede zu Teschen geschlossen, am 13. Mai 1779. Die Vereinigung der Pfalz und Baierns wurde anerkannt; Oesterreich begnügte sich mit dem Innviertel.

Im Jahre 1784 wollte Joseph Baiern für die öster-

reichischen Niederlande eintauschen. Der Kurfürst hätte sich dazu bewegen lassen und auch Rußland war dafür. Der Widerstand Preußens vereitelte diesen Plan, dessen Ausführung den nächstfolgenden Weltereignissen eine andere Gestalt gegeben hätte.

In neuester Zeit tritt die merkwürdige, für Oesterreich warnend lehrreiche Erscheinung hervor, daß ein Tiroler, der 1809 mit Feder und Schwert gegen Baiern gekämpft, im Dienste Baierns und in besonderer Huld des Königshauses wüthend gegen Oesterreich schreibt. Er stellt die österreichischen Erbländer als abgerissene Theile des alten Baierns dar, er verficht die Erbansprüche Baierns nach Karls VI. Tode als völlig rechtmäßig, er bedauert offen, daß Oberösterreich, Salzburg und Tirol nicht bei Baiern geblieben.

Es ist übrigens höchst interessant zu vernehmen, wie verschieden sich die drei Hauptpersonen über den baierischen Erbfolgekrieg und seinen Schluß ausgesprochen. Maria Theresia, als sie vernahm, daß der König von Preußen den Friedensbedingungen der vermittelnden Mächte beigetreten, rief aus: «Ich bin vor Freuden außer mir. Ich habe keine Vorliebe für Friedrich, aber ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, er hat edel gehandelt!» — Friedrich schrieb an Le Catt: «Dieser Krieg und dieser Frieden sind nichts als Erbärmlichkeiten, das Werk eines erschöpften Greises ohne Kraft und Aufschwung.» — Joseph machte seinem bittern Unmuth in vorstehendem vertraulichen Brief Luft.

15.

An Stephan Franz, Herzog von Choiseul, Ritter des goldenen Vließes und der Orden des Königs, Staatssekretär und Minister, ehevor Ambassadeur am Wiener Hofe.

Mon Ami!

Die Kaiserinn, meine Mutter, hat mir einen grossen Staat, Minister und Generals von entschiedenen Talenten, — getreue Unterthanen, und einen Ruhm zurückgelassen, der es jedem Nachfolger schwer macht, ihn zu behaupten.

Ich habe jederzeit die grösste Hochachtung für ihre Tugenden, und die vollkommenste Ehrerbietung für ihren Karakter gehabt. Ich verehre ihr Gedächtniss, und ihr vortreffliches Herz wird mir unvergesslich seyn, so lang ich lebe.

In Ansehung der Staatsbedienten hat diese Monarchinn eine vorzügliche Regierungskenntniss bewiesen. Kaunitz, als Minister der auswärtigen Geschäfte, Hatzfeld, als Chef der inneren Staatsverwaltung, und einige Ambassadeurs an verschiedenen Höfen beweisen, dass sie Talente gekannt, geschätzt und belohnt habe.

Mit den Provinz-Gouverneurs bin ich nicht ganz zufrieden; ich werde einige Aufmerksamkeit auf ihre Benehmungsart in Geschäften haben, die Statthalter von Böhmen, und den Minister in Mailand realisiren.

Der bisherige Einfluss der Geistlichkeit in der Regierung meiner Mutter wird ein anderer Gegenstand meiner Reformen werden. Ich sehe nicht gerne, dass die Leute, denen die Sorge für das zukünftige Leben aufgetragen ist, sich so viele Mühe geben, unser Daseyn hienieden zum Augenmerk ihrer Weisheit zu machen.

Auch fordert der Finanzzustand von Oesterreichischen Ländern eine andere Einrichtung. Nach einer kurzen Uebersicht, die ich mir über

denselben verschafte, finde ich die Staatsschulden auf eine beträchtliche Summe, die Gnadengaben, Pensionen, Zulagen und Nebeneinflüsse verschiedener Edlen und Beamten zu einer ziemlichen Höhe gestiegen. Ich muss Einschränkungen machen, so schwer es Einigen fallen mag, die es betreffen wird.

Noch sind mir diese Gegenstände ziemlich neu; ich muss mich besser orientiren, ich muss die Pflichten meiner neuen Würde auch mit einer vollkommenen Kenntniss der Gegenstände derselben vereinbaren, sonst wäre ich ein Monarch wie der Grossherr, der nichts als seine Vergnügen, und keine von den Obliegenheiten seines Standes kennet.

Leben Sie glücklicher, als ich. Noch bin ich es nicht ganz, und bis ich die Laufbahne durchwandelt, die ich mir vorgesetzt, werde ich ein Greis.

Joseph.

Wien, im December 1780.

* * *

Diesen Brief schrieb Joseph im ersten Monat seiner Alleinherrschaft.

Maria Theresia, die bekanntlich seit dem Tode ihres Gemals sich am 18. jedes Monats in völlige Einsamkeit zurückzog und einige Stunden dieses Tages in der Kaisergruft bei den Kapuzinern zubrachte, hatte auch am 18. November 1780 diese Trauerpflicht erfüllt. Da der in ihrem Alter krankhaft beleibten Frau das Treppensteigen beschwerlich war, so wurde sie auf einem Armsessel an Seilen in die Gruft hinabgelassen. Beim Heraufziehen riß ein Seil. «Er will mich behalten! Ich komme bald, Franz!» rief die erschütterte Kaiserin, und Tags darauf legte sie sich aufs Krankenlager, um nimmer aufzustehen. Am 29. November 1780 um 9 Uhr Abends starb die merkwürdige Frau. Sie starb am Wendepunkt einer neuen Zeit, der sie in vielen Richtungen kräftig vorgearbeitet. Ganz Deutschland, ja ganz Europa sah dem Regierungsantritt Josephs mit Spannung entgegen; Friedrich II. rief bei der Nachricht vom Tode der Kaiserin: «Voilà un nouvel ordre de choses!»

Joseph aber, der mit tiefstem Schmerz am Sterbelager der Mutter gekniet und ihren Segen empfangen, ging mit heiligem Ernst an sein großes Werk. Unmittelbar nach dem Tode der Kaiserin schrieb er an Kaunitz folgende Zeilen:

«Bisher wußte ich blos gehorsamer Sohn zu sein, und das war beinahe alles, was ich wußte. Durch den tödtlichen Schlag sehe ich mich nun an der Spitze mei-

ner Staaten und beladen mit einer Last, die ich für meine Kräfte zu schwer erkenne. Was mich aber dabei noch aufrichtet, das ist die Ueberzeugung, daß durch die Fortsetzung Ihrer Unterweisungen und Ihres guten Rathes ich mich in dieser wichtigen und schweren Auflage wesentlich erleichtert finden werde, und ich sende Ihnen deswegen dieses zu, um Sie aufs dringendste darum zu ersuchen.»

16.

An Katharina II Alexiewna, Kaiserinn von Rußland.

Madame!

Euer Majestät haben bey Gelegenheit des Todes meiner ewig unvergesslichen Mutter so viele gütige Gesinnungen für mein Wohlseyn geäussert, so viele Attention für mich und mein Haus bezeugt, so sehr bewiesen, wie freundschaftlich Sie bey jeder Gelegenheit für mich zu denken bereit wären, dass, wenn ich nicht davon gerührt würde, ich ein Barbar im Reiche des Wohlstandes seyn müsste.

Ich danke Euer Majestät für alle diese Merkmale von grossmüthiger Freundschaft. Ich empfinde zu sehr die Pflichten, die mir

Ihre Gesinnungen auferlegen, und werde nie unerkenntlich für Ihre schöne Denkungsart seyn.

Unzufrieden mit mir selbst, und über die Entfernung von E. M. bedaure ich nichts mehr, als dass mir das Schicksal die Wollust versagt, Ihnen allen den Dank erkennen zu geben, den Sie um meinetwillen verdienen.

In meinem ganzen Leben werde ich die Hochachtung für E. M. und die Verehrung für Hochdieselbe einen Gegenstand meiner Bemühungen seyn lassen.

Ich werde eine Art von Ruhm dann suchen, wenn ich es zu erfüllen im Stand seyn werde, und jedermann eingestehen müssen, dass ich mir die Freundschaft einer Monarchinn zu erwerben gewusst habe, die der Verehrung Europens würdig ist.

Ich habe mich lange mit E. M. unterhalten; aber wer kann diesem Verlangen widerstehen, sobald man Ihre Vorzüge kennet?

Ich bin mit den vollkommensten Gesinnungen von Hochachtung und Verehrung

Euer Majestät

gehorsamster

Joseph.

Wien, im December 1780.

17.

An Maria Christina, Erzherzoginn von Oesterreich, vermählte Herzoginn von Sachsen-Teschen *).

Madame!

Mit dem grössten Vergnügen entlade ich mich der Verbindlichkeit, die mir die Zusage Sr. M. der verstorbenen Kaiserinn auferlegt hat, indem ich Eurer Hoheit und Ihrem theueren Gemahl die Statthalterwürde der österreichischen Niederlande übertrage.

Die Ufer der Sambre, Marimont, und die reitzenden Gegenden von Brüssel sollen Ihnen ein angenehmeres Schauspiel als Panonien

*) Zweite Schwester Josephs II.

seyn; das Land, welches einstens Hunen und Avaren bewohnten, und das, trotz allen Bemühungen der Regierung, immer Spuren von dem Aufenthalt der Barbaren trägt.

Niederlanden hat Vorzüge vor manchem andern Land in Europa, hat reiche Bürger, einen hohen Adel, und ein blühendes Kommerz, das Volk Anhänglichkeit an unser Haus, und Karl Lothringen erhielt vielfache Beweise der Zuneigung der Belgier.

Ich wünsche, dass Sie alle Zufriedenheit mit der Verfügung haben möchten, die ich in Ansehung Ihrer getroffen habe, und dass Ihnen Brüssel eben so angenehm seye, wie es unserm verewigten Oheim gewesen.

Zu Erleichterung der Regierungssorgen habe ich Ihnen den Fürsten von Stahrenberg zugeordnet, der die Kunst, einen Minister zu machen, vollkommen besitzt, und der Euer Hoheit in allen an die Hände gehen wird.

Adieu, Prinzessinn! ich umarme Sie mit

der grössten Freundschaft, und bin mit der vollkommensten Hochachtung

Dero

gehorsamster Bruder

Joseph.

Wien, im Jänner 1781.

* * *

Merkwürdig ist in diesem Brief die Stelle über Ungarn dadurch, daß sie noch heute, nach mehr als einem halben Jahrhundert, buchstäbliche Geltung hat. Noch heute reicht der magyarischen Adelswirthschaft wegen Asien bis auf eine Tagreise von Wien.

Das Vertrauen, welches hier Joseph zu den Belgiern ausspricht, wurde leider schon nach wenigen Jahren bitter getäuscht. In dem unten folgenden Brief an Trautmannsdorf (Sept. 1787) klagt Joseph mit Schmerz und Entrüstung über den feindseligen Widerstand der Belgier. Es ist nicht die Aufgabe dieses Buches, das Gedächtniß jener traurigen Ereignisse aufzufrischen. Belgische Schriftsteller haben dies in unsern Tagen mehrfach gethan und sie glaubten ihren französelnden Patriotismus durch Schmähungen Josephs beweisen zu müssen. Keineswegs war die Regierung Josephs fehlerfrei, aber in Belgien vorzüglich kämpfte gegen den kaiserlichen Reformator der finsterste Jesuitismus, und auch heutzutag ist Belgien ungeachtet aller Freiheit und Aufklärung ein Jesuitennest.

18.

An den Erzbischof von Salzburg . . . ., des frommen Volksbekehrer Rupertus würdigsten Nachfolger.

Mon Prince!

Die Angelegenheiten des deutschen Reichs habe ich schon seit dem Tode meines Vaters so wie das Kriegswesen lange Zeit schon allein besorgt. An der Seite der ersten sind eine ausserordentliche Anzahl der Reichsgesetze, und der Reichs-Vizekanzler Kolloredo meine Unterstützung gewesen; das zweyte übersieht mein Lascy, einer der fürtrefflichsten Generäle unserer Zeiten; seine grossen Talente sind mir Bürge für den Wohlstand meiner Heere und für die Sicherheit des Reichs.

Aber die innere Verwaltung meiner Staaten erfordert eine Umschaffung ohne weiteren. — Ein Reich, das ich regiere, muss nach meinen Grundsätzen beherrschet, Vorurtheil, Fanatismus, Partheylichkeit, und Sklaverey des Geistes unterdrückt, und jeder meiner Unterthanen in dem Genuss seiner angebohrnen Freyheiten eingesetzt werden.

Das Mönchthum hat in Oesterreich überhand genommen; die Anzahl der Stifter und Klöster ist zum ausserordentlichen emporgestiegen. Die Regierung hatte bis nun nach den Regeln dieser Leute beinahe kein Recht über ihre Personen gehabt, und sie sind die gefährlichsten und unnützesten Unterthanen in jedem Staat, da sie sich der Beobachtung aller bürgerlichen Gesetze zu entziehen suchen, und bey jeder Gelegenheit sich an den Pontifex Maximus nach Rom wenden.

Mein Staatsminister, Freyherr von Kresel, der aufgeklärte van Swieten, der Prälat Rautenstrauch, und noch einige Männer von be-

währten Kenntnissen werden zur Hofkommission verordnet, die ich zur Aufhebung der ohnnöthigen Mönchen- und Nonnenklöster niedergesetzt habe; und ich kann von ihrem Eifer für die gute Sache und für die Anhänglichkeit an die Krone alle gute Dienste erwarten, die sie dem Vaterland damit leisten.

Wenn ich dem Monachismus den Schleyer hinweggerissen, wenn ich Andromachens Gewebe der Ascetenlehre von den Lehrstühlen meiner Universitäten verbannet, und den blos beschaulichen Mönch in den wirkenden Bürger umgeschaffen habe, dann mögen vielleicht einige von der Zelotenparthey anderst von meinen Reformen raisonniren.

Ich habe ein schweres Geschäft vor mir; ich solle das Heer der Mönche reduziren, solle die Fakirs zu Menschen bilden, Sie, vor deren geschornen Haupt der Pöbel in Ehrfurcht auf die Kniee niederfällt, und die sich eine grössere Herrschaft über das Herz des Bürgers erworben haben, als irgend

etwas, welches nur immer einen Eindruck auf den menschlichen Geist machen konnte. Adieu!

Joseph.

Wien, im Februar 1781.

* * *

Joseph zeigt dem Primas von Deutschland die Kirchenreform an, die in Oesterreich beginnen sollte. Der Erzbischof von Salzburg rechtfertigte das Vertrauen des Kaisers, indem er durch einen freisinnigen Hirtenbrief die Kirchenreform wesentlich unterstützte. Nebst ihm waren noch die Bischöfe von Königgrätz und Laibach treue Gehilfen des Kaisers.

Auch in kirchlicher Beziehung hatte Maria Theresia ihrem Sohne trefflich vorgearbeitet. Sie hatte die Jesuiten abgeschafft und der Vermehrung der übrigen Klöster Schranken gesetzt; sie hatte das Vermögen der Mönche besteuert, sie von der Zeugenschaft bei Testamenten ausgeschlossen, die Klosterkerker aufgehoben, den Pilgrimen nach Rom Pässe verweigert; sie hatte das Gesetz gegeben, daß ohne das placitum regium keine päpstliche Bulle publizirt und keine Exkommunikation vorgenommen werden durfte; sie hatte die Bulle in coena Domini entkräftet u. s. w. Dafür rächte man sich in Rom dadurch, daß für die verstorbene Kaiserin der herrschenden Sitte zuwider kein Todtenamt in der Peterskirche gefeiert wurde.

Als Joseph dies erfuhr, sagte er: «Mir gilt es gleich, ob dieser Bischof von Rom höflich oder grob ist.»

Im Jahr 1780 hatte Oesterreich bei einer Bevölkerung von 25 Millionen Menschen 2163 Klöster mit mehr als 64,000 Bewohnern! Gegenwärtig bestehen noch 696 Mönchs- und 124 Nonnenklöster. Diese Zahl ist aber seit 1815 fortwährend im Steigen.

Das Verdammungsgeschrei der Zeloten, welches Joseph vorausgesehen, blieb nicht aus. An der Spitze der Pfaffenopposition stand der Kardinalerzbischof von Wien, Graf Migazzi, der freilich ganz besonders apostolische Gründe zur Unzufriedenheit hatte. Unter Maria Theresia war ihm nämlich vom Papst gegen die Kirchengesetze bewilligt worden, nebst dem Erzbisthum Wien noch das reiche ungarische Bisthum Waizen zu besitzen. Joseph erließ ein Gesetz, daß kein Bischof mehr als eine Pfründe besitzen dürfe. Migazzi machte dringende Vorstellungen, der Kaiser aber ließ ihm blos die Wahl frei, entweder Wien oder Waizen aufzugeben. Von da an erschien der Erzbischof nicht mehr bei Hof, indem er vorgab, den Aufwand nicht bestreiten zu können. Der Kaiser nahm ihm sein Ausbleiben natürlich nicht übel. Der Kardinalerzbischof aber, der unter Maria Theresia selber gegen die Jesuiten gewirkt hatte, trat nun als Vertheidiger der Mönche auf. Sobald sich nur das Gerücht verbreitete, daß der Kaiser alle Verbindung der Orden mit Rom aufheben und sie den einheimischen Bischöfen unterwerfen werde, trat der erste österreichische Bischof dagegen auf und reichte eine Vorstellung bei dem Kaiser ein. Joseph ließ sie mit schlagenden Anmerkungen, die wahrscheinlich

aus seiner eigenen Feder geflossen, öffentlich bekannt machen. Es kommen in diesem für die Geschichte jener Zeit merkwürdigen Dokument folgende Stellen vor:

«Das allgemeine Gerücht verbreitet sich, es werde kund gemacht werden, daß die Ordensfreiheiten und Exemtionen in den glücklichsten Staaten Ew. Majestät und die mit den Ordensgeneralen bestehende Verbindung aufgehoben werden und hingegen die Bischöfe in die Gerichtsbarkeit der Ordensgenerale eintreten sollen.»

Dazu gab der Kaiser die Anmerkung: «Es ist eine Vermessenheit, seinem Landesfürsten schon im voraus auf ein bloßes Gerücht Vorstellungen, besonders von solcher Art zu machen. Und wie erniedrigend ist für die bischöfliche Würde der Ausdruck: in die Gerichtsbarkeit der Ordensgenerale eintreten!»

Migazzi betheuert hierauf seine unbegrenzte Unterwürfigkeit, beruft sich aber auf die Pflicht seines heiligen Amtes, in Sachen der Kirche unterthänigste Vorstellungen zu machen, weil ihm sonst sein Gewissen die bittersten Vorwürfe machen würde.

Darauf bemerkte der Kaiser: «Diese Amtspflichten bestehen in dem von jedem Bischof dem Papst zu schwörenden widersinnigen, in der ersten Kirche ganz unbekannten Gehorsamseide, welcher sich freilich mit der Treue und dem Gehorsam, mit welchem der Bischof als Unterthan seinem Landesherrn aus göttlichem und natürlichem Recht beigethan sein muß, nicht vereinbaren läßt.»

Der Kardinalerzbischof sagt ferner: «Ich sollte meine geistliche Gerichtsbarkeit in allen Fällen über die exemten Ordensgeistlichen ohne Unterschied ausdehnen, von die-

sen aber allen Verbindungen und aller Abhängigkeit von den Generalen entsagt werden!»

Dazu kam die kaiserliche Bemerkung: «Ein Zeichen grober Unwissenheit oder geflissentlicher Ausflucht. Denn hier ist es um keine Ausdehnung, sondern um die Revindikation oder Restitution der durch die Exemtionen geschändeten bischöflichen Gewalt zu thun.»

Der Erzbischof beruft sich dann auf den heiligen Gregorius den Großen und auf die Kirchenversammlungen. Er behauptet, die allgemeine Kirche habe das Recht des römischen Stuhls, Exemtionen zu ertheilen, zu allen Zeiten anerkannt und ohne Bewilligung der allgemeinen Kirche dürfe daran nichts geändert werden.

Darauf folgte die kaiserliche Belehrung: «Dieses ist ganz falsch, und eine fremde Gerichtsbarkeit, die Christus selbst auf Erden nie verlangt und nie geübt, ja selbige verboten hat, kann kein vernünftiger, für das Wohl seiner Staaten besorgter Landesfürst dulden, besonders da derlei Gerichtsbarkeiten nur Geld außer Land schleppen. Es braucht keinen andern Beweis, daß es blos auf Geld abgesehen sei, als die den Bischöfen über einige Fälle ertheilten Befugnisse zu dispensiren, die immer den Schandfleck: «Pro pauperibus tantum» (Nur für die Armen! die Reichen mußten sich in Rom dispensiren lassen!) als Klausel mit sich führen.»

Der Kardinal bringt dann gegen die neue Kirchenverfassung Folgendes vor: «Die Bischöfe würden bei dieser Verfassung in den traurigsten Umstand versetzt, sich eine geistliche Gerichtsbarkeit anzumaßen, welche die allgemeine Kirche dem Statthalter Christi eingeräumt

hat; ihr Gewissen erlaubt ihnen nicht, einen solchen Schritt zu wagen.»

Dagegen sprach der Kaiser: «Es ist, wie oben gesagt, Unwissenheit oder eine andere Absicht, dieses eine Anmaßung zu nennen. Gewissen! Gewissen! Wären die Bischöfe nur mehr scrupulös, wenn es auf die Cumulation (Häufung) der Pfründen, auf Geldschneiderei, Verfolgung ehrlicher und Schützung schlechter Leute ankommt! Wenn bei Mislingung eines bösen Streichs ein Bischof sein Gewissen kurz damit entledigen kann, daß er die andurch sich billig zuziehenden Verweise nach seinem Sprüchwort zu den Füßen des Gekreuzigten hinlegt, so mag er einen solchen gleisnerischen Gewissenswurm auch dazu legen, wenn dieser nur noch einen Platz findet.»

Migazzi führt ferner an: «Endlich kann ich nicht zurückhalten, daß die Exemtionen nicht im geringsten den Bischöfen in Ausübung ihrer geistlichen Gerichtsbarkeit im Wege stehen. Denn in allen Pflichten der Seelsorge und in allen Stücken, was außer den Klostermauern für sich gehet, sind auch die exemten Religiosen ganz den Bischöfen unterworfen; folglich bleibt blos die innerliche Klosterzucht zwischen den Mauern als ein Gegenstand der Exemtion übrig.»

Darauf folgt das kaiserliche Urtheil: «Dieses ist noch das allerelendeste, was in der ganzen seichten Vorstellung vorkommt. Man hat es bei den Jesuiten gesehen, daß jeder, der ihren Habit getragen, auf päpstliche Privilegien sich stützend, die er vermöge eines andern Privilegiums vorzuweisen nicht schuldig war, ohne den Pfarrer oder Bischof zu fragen, überall Beicht hören,

Messe lesen und auf die Kanzel steigen durfte. Nach ihrer Zerstörung machten sie unter dem Schutz der Bischöfe öffentliche und heimliche Ruhestörer. Die innerliche Klosterzucht hält der Herr Erzbischof für eine Kleinigkeit. Wenn ein Mönch den andern mordet, wenn die Klöster Müssiggänger und Trunkenbolde nähren, schädliche Lehren in ihren Schlupfwinkeln dociren, das Volk mit Sammeln und Messe-Schnappereien aussaugen, den Raub in ihre Höhle tragen u. s. f., da frägt der Bischof nichts darnach, weil die Exemtion im Weg steht und die größten Bubenstücke zwischen den Klostermauern geschehen.»

Der Erzbischof wagt hierauf den Vorschlag, der Kaiser möge sich an den Papst wenden und mit ihm gemeinsame Schritte thun, oder er möge den Bischöfen erlauben, die Sache mit Sr. Heiligkeit zu verhandeln. Es könnte vielleicht ein vom Papst bevollmächtigter Vicarius generalis für jeden Orden nach Wien kommen. Auf diese Art würden die Gewissen sowol der Bischöfe als der Ordensleute beruhigt werden.

Darauf folgten die Bemerkungen: «Die gemeinsamen Schritte mit Rom würden immer zwei vorwärts und fünf zurück gehen. Von den Bischöfen wäre ihres Eidschwures wegen schon gar nichts zu hoffen. Ein und der andere Weg ist auch nicht nothwendig, sondern der Landesfürst als Defensor Religionis (Vertheidiger der Religion) muß das Eis brechen. — Durch einen Vicarius generalis für jeden Orden der Monarchie würde das Uebel noch ärger und der Zufluß nach Rom aus dem Mark des Staats noch besser befördert. — Die Bischöfe werden ruhig schlafen können und ihr Gewissen

erleichtern, wenn sie, anstatt wie bisher bei den Aergernissen der Ordensleute bloße Zuschauer abzugeben, in ihre von Gott vertrauten Rechte wieder eingesetzt werden, und wenn sie mit Beiseitlassung aller Nebenabsichten ihrem Landesfürsten gehorsamen, anstatt ihn zu hindern, wenn er die Religion von Misbräuchen reinigen und der Aussaugung seiner Unterthanen Schranken setzen will. Nur solche Bischöfe suchen dergleichen heilsame Absichten zu hintertreiben, welche, von den Exjesuiten gefesselt, ihnen in allem zu Willen sein müssen und durch Emporhebung des römischen Hofs Maximen zu ihrer Wiederauflebung den Weg bahnen, was aber katholische Höfe, von gottesfürchtigen und ehrlichen Männern unterstützt, mit Gottes Hilfe niemals zulassen werden.»

Diese Hoffnung des hochherzigen Kaisers ist leider nicht in Erfüllung gegangen. Zahlreich und immer zahlreicher breiten wieder die Jesuiten ihr Rabengefieder über das schöne Oesterreich aus, und die gottesfürchtigen und ehrlichen Oesterreicher, welche gegen die Jesuiten sprechen, werden als Verbrecher gehetzt. Und abermals sind es von Jesuiten gefesselte Bischöfe, welche gegen die so nothwendige Reinigung der Religion wirken. Es sind vornehmlich die drei Bischöfe von Linz, Grätz und Brixen. Sie leisten den Jesuiten allen Vorschub im Lande und haben sogar dem luzerner Erziehungsrath ihre Glückwünsche wegen Einführung der Jesuiten schriftlich kundgegeben. Der Bischof von Grätz erklärt dabei ungescheut, daß er den Jesuiten gern eine theologische Lehranstalt anvertrauen möchte, wenn die Umstände es zuließen. Leider müßten sie sich bis jetzt auf die Bildung ihrer No-

vizen, auf die Leitung der Seelen von Personen aus allen Ständen und auf salbungsvolle Predigten beschränken.

Das Blut, welches in der Schweiz der Jesuiten wegen bereits geflossen ist, lastet also auch auf der Seele dieser drei österreichischen Bischöfe.

Auch an Metternich hatte sich der luzerner Schulrath um Berathung gewandt. Der Fürst gab blos eine Statistik der jetzigen Jesuiten in Oesterreich und fügte kein Wort des Lobes hinzu. Man will daraus schließen, daß Metternich selbst den Jesuiten abgeneigt sei und daß sie nur durch das Testament des verstorbenen Kaisers und durch die verblendete Bigotterie einiger hohen Frauen gestützt würden. Daß Metternich den Jesuitismus wenigstens nicht aus religiöser Ueberzeugung befördert, das muß man voraussetzen; wenn man aber bedenkt, daß Metternich einen Hurter zum Hofrath und Reichshistoriographen Oesterreichs gemacht und daß Hurter nicht etwa blos römisch-, sondern liguorianisch katholisch geworden, so — —

Kehren wir zum Kampf unsers edlen Volkskaisers zurück.

Bald nach dem im Auszug mitgetheilten Schriftwechsel erschien von dem Hofrath Born eine «Naturgeschichte des Mönchthums, Specimen Monachologiae secundum methodum Linnaeanam.» Dies gab dem Erzbischof Migazzi eine erwünschte Veranlassung zu einer wort- und salbungsreichen Vorstellung gegen die Preßfreiheit. Er führt anfangs verschiedene Lobsprüche des Mönchthums aus Zeiten an, wo es wirklich lobenswürdig gewesen, behauptet aber dann, daß die Mönche noch

jetzt so nützlich und nothwendig wären wie einst, daß ihnen vorzüglich Deutschland und Oesterreich alle Bildung und Aufklärung verdanken. Daran knüpft der Kardinal Folgendes: «Ich sehe mich sowol meines heiligen Amtes wegen, als auch um das Aergerniß von allen Gutgesinnten abzulehnen, vor Gott verpflichtet, die mächtige Hilfe Ew. Majestät zum Schutz so vieler frommen und gelehrten Männer anzuflehen, denn die Schreibsucht geht so weit, daß kein Gesetz der Ehrbarkeit, der Sittlichkeit, der Religion mehr zu gelten scheint. — Ew. Majestät sehen es ungezweifelt ein, auf welche Schrift ich besonders zielen wollte: auf eine Schrift, erhabener Monarch, in welcher wir so viele handgreifliche Verleumdungen wider Ordensgeistliche, so viele Schmähungen, Unbilden und Lügen in einem rohen, oft schmutzigen, durchaus unverschämten Tone über einander gehäuft lesen, daß wir so was noch nie in einem lutherischen oder kalvinischen Buche gefunden haben. Ja, was noch mehr ist, so finde ich in keinem Buche des heidnischen Alterthums so viele Züge der Schmähung mit schlüpfrigen und unehrbaren Ausdrücken durchwebt, als unsre toleranten Katholiken Männern anbinden, die sich der Religion vorzüglich geweiht und die evangelischen Räthe unsers göttlichen Stifters zur Richtschnur ihres Wandels gewählt haben. Ich müßte mich also selbst für einen Miethling und Verräther des Hirtenamts ansehen, wenn ich nicht meine gehorsamste Vorstellung vor Ew. Majestät Thron brächte und zu Höchstderselben dringend flehte, einer so zügellosen Kühnheit Einhalt zu thun. Ich untersuche nicht, wer der Verfasser dieser Schrift sei; dies

aber weiß ich und es kränkt mich in der Seele, daß so eine Schandschrift allhier verkauft und begierig aufgesucht und gelesen wird. Daher flehe ich zu Ew. Majestät mit allem dem frommen Nachdruck, der einem Hirten ansteht, welchem die Erhaltung seiner Schafe am Herzen liegt, Allerhöchstdieselben möchten der zügellosen Freiheit, wider die Diener der Kirche zu schreiben, um so viel mehr Schranken setzen, je weniger sich die Heiligkeit ihrer Verrichtungen mit der täglich wachsenden Schmähsucht, die nur wider sie allein Gift ausschüttet, zusammenreimen läßt. Denn obgleich solche Schmähschriften das Urtheil der Verdammung an der Stirn tragen und bei rechtschaffenen Leuten den Triumph der guten Sache bestätigen; so läßt doch jeder Stachel der Schmähung bei dem größern und schwächern Theil Wunden zurück, die nicht leicht geheilet werden. Wenn nun sie auf eine so schändliche Art vor dem Volk heruntergesetzt werden, was für Nutzen kann man sich von der ihnen anvertrauten geistlichen Verwaltung versprechen? Keinen gewiß; denn sie müssen der sichere Gegenstand des Mistrauens, der Verachtung und der Abneigung bei dem ganzen Publikum werden.»

Kaiser Joseph lachte über dies naive Zugeständniß des eifernden Kardinals und ließ die ganze Vorstellung unerwidert. Der gute Erzbischof führte weitläufig aus, daß es thöricht und unchristlich sei, wegen einiger schlechter Mönche alle zu hassen; aber die Sache stand und steht umgekehrt. Einzelne, ja viele Mönche mögen ehrlich, fromm und nützlich fleißig sein, aber das ganze Mönchswesen war und ist schädlich und verwerflich. Wenn

jenes Buch des Hofraths Born auch die unreinsten und entsetzlichsten Dinge enthüllte, so blieb es doch weit hinter dem zurück, was in den Klöstern geschehen ist und zum Theil noch geschieht.

Nebst Migazzi und dem Erzbischof von Gran, Grafen Bathyany, verfolgte auch Kurfürst Clemens Wenzel, Erzbischof von Trier, den Kaiser mit Ermahnungen und Drohungen und der Exjesuit Beck verfaßte ihm diese berüchtigten Schreiben. In dem ersten Brief vom 2. Juni 1781 tritt der deutsche Kurfürst und Erzbischof gegen den deutschen Kaiser, mit dem er blutsverwandt war, für den römischen Papst gegen das Placitum regium, gegen die Aufhebung der Exemtionen und Immunitäten der Mönche, gegen das Verbot, Gelder nach Rom zu senden, gegen die Abschaffung der Verdammungsbullen In coena Domini und Unigenitus und gegen die Aufhebung der geistlichen Büchercensur auf. Der undeutsche, dem römischen Stuhl knechtisch ergebene Kurfürst sucht zu beweisen, daß alle diese kaiserlichen Verordnungen unchristlich und Gott misfällig seien, und in alter und bis heute fortgesetzter Praxis der Hierarchen sucht er den Kaiser dadurch zu schrecken, daß er vorspiegelt, durch solche Angriffe auf den heiligen römischen Stuhl werde auch der weltliche Thron erschüttert, dessen festeste Stütze eben der römische Stuhl wäre.

Kaiser Joseph beantwortete dieses gegen Deutschland hochverrätherische Schreiben so charakteristisch, daß diese Antwort als ein merkwürdiges und für die Gegenwart sehr lehrreiches Aktenstück jenes kaiserlichen Kampfes gegen Rom hier wörtlich aufgenommen werden soll.

19.

Wie viel bin ich Euer königlichen Hoheit für den Antheil schuldig, den Sie an allem nehmen, was ich thue, und sogar am Heile meiner Seele, dessen ich mich in der That sicher zu sein glaube, ohne mich leichtsinnig darüber zu beruhigen! Unglücklicherweise habe ich nichts als die Instruktion des grossen Friedrich an seine Generale, die Träume des Marschalls von Sachsen und dergleichen Schriften hier bei mir *). Mein Quesnel, mein Busenbaum und sogar der orthodoxe Febronius **)

*) Der Kaiser schrieb diesen Brief aus einem Herbst-Uebungslager.

**) Joseph stellt hier satirisch Männer der verschiedensten Richtung zusammen. Quesnel, ein Haupt der Jansenisten, Verfasser des von Rom verdammten Buchs: «Réflexions morales.» — Busenbaum, ein Jesuit, der den Königsmord lehrte. Febronius, unter diesem Namen schrieb der edle Johann Nikolaus von Hontheim, Weihbischof von Trier, sein berühmtes antipäpstliches Kirchenrecht.

sind in meiner Bibliothek zurückgeblieben. Wie könnte ich also umständlich auf die wichtigen Fragen, in fünf Punkte abgetheilt, antworten, die Ew. königl. Hoheit an mich zu thun beliebt haben. Ich würde nicht einmal Zeit dazu haben, wenn ein Regenguss mir nicht vergönnte, einige Augenblicke mit Ihnen zu moralisiren, statt meine Soldaten zu exerzieren.

1. Was das Placitum regium betrifft, so hat es mir geschienen, dass, wenn das sichtbare Oberhaupt der Kirche, wie man es nennt, einen Befehl vom Vatikan aus an die Gläubigen meiner Staaten ergehen lässt, ich, als ihr fühlbares und wirkliches Oberhaupt, davon unterrichtet seyn und dabei einigen Einfluss haben dürfe.

2. Was die Abschaffung der Immunität gewisser geistlicher Orden betrifft, so ist Ew. Hoheit selbst bekannt, dass eine vollkommen souveraine Gewalt die Umständlichkeit nicht nöthig hat, bei einer andern Erlaubniss zu suchen. Ich würde mir ewige

Vorwürfe machen, wenn ich die päpstliche Curie zum Irrthum verführte oder sie darin bestärkte, indem ich etwas von ihr verlangte, was ihr nicht gehört. Dies hiesse meine eigenen Rechte verkennen.

3. Was die Beraubung der Benefizien im Falle der Verletzung der Gesetze belangt, so haben Ew. königl. Hoheit selbst die Güte, zu erkennen, dass ich indirekt das Recht habe, sie durch die Beraubung des Zeitlichen zu erhalten. Da aber das Indirekte immer die Partei des Betrügers und der Schwachen ist, so gebe ich dem Direkten den Vorzug, da ich weder das eine noch das andere bin.

4. In Beziehung auf die zwei Bullen In coena Domini und Unigenitus erwiesen Ew. königl. Hoheit durch ihre Misbilligung der erstern das gebührende Recht. Der Ausdruck meiner Verordnung «aus den Ritualien ausreissen» scheint Sie zu beunruhigen. Wenn Sie also in Ihrer Diöcese an dessen statt setzen wollten: ein weisses Papier aufzukle-

ben, worauf die vier Worte geschrieben stünden: Obedientia melior quam victima (Gehorsam ist besser als Schlachtopfer)! Worte, die, wenn ich mich nicht irre, Samuel zu Saul in Betreff einiger Amalekiter gesagt haben soll, so wäre die Sache nur desto besser. Die Unigenitusbulle ist später als jedes ökumenische Konzilium, folglich weit entfernt von der Unfehlbarkeit einer Entscheidung der ganzen Kirche; sie ist von den einen angenommen und von den andern verworfen worden, folglich scheint es, dass ein Befehl, davon nicht zu reden oder zu disputiren, dergleichen ich gegeben habe, nicht überflüssig sey. Zum guten Glück kennen meine guten Oesterreicher weder den Molinos noch den Arminius*), und wenn man ihnen davon sagte, würden

*) Molinos, ein spanischer Priester, Stifter der Quietisten, die alles Heil in ruhiger Versenkung in die Liebe Gottes fanden. Arminius, eigentlich Jakob Hermans, ein holländischer Reformirter, Stifter der Arminianer oder Remonstranten, welche streng an der Lehre hielten, daß der Mensch aus sich selbst durchaus nichts Verdienstliches thun könne.

sie fragen, ob es römische Konsule wären? Ich selbst kannte einen Windhund Molinos, der einen Hasen ganz allein fing. So unwissend sind wir in den Streitigkeiten über die Gnade. Also wird man bei mir davon schweigen, und man hätte wohl gethan, schon vor dreissig Jahren davon geschwiegen zu haben.

5. Endlich scheint Sie die Censur in Wien zu beunruhigen. Es würde mir ebenso gehen, wenn ich die Menschen nicht genug gesehen hätte, um zu wissen, dass es wenige giebt, die lesen, wenige, die daraus lernen, und wenige, die wissen, was sie schreiben. Muss man sich mit so beschaffenem Wesen nicht noch mehr vor dem Verbot als vor schlimmen Büchern fürchten? Denn das erstere ist es, was die letztern lesen macht. Ohne das unglückliche Verbot würden wir noch alle ganz nackend im irdischen Paradiese spazieren gehen und nie von den wichtigen fünf Fragen reden gehört haben, über die ich

Ew. königl. Hoheit so eben geantwortet habe, nicht als Gesetzgeber, nicht als Moralist, sondern als guter Soldat, der den ehrlichen Köhlerglauben und gesunden Menschenverstand an der Hand hat. Ja! ich glaube fest und gern. Ihre Freundschaft kann darüber ruhig sein. Wenn ich mich in etwas widersetze, so geschieht dies nicht, als wollte ich die Wahrheiten des Glaubens nicht annehmen, sondern nur in der Absicht, mich über ihre Anwendungen nicht irre führen zu lassen. Kurz und gut, ich hoffe, wir gehen beide zusammen den kürzesten Weg selig zu werden, wenn wir die Pflichten des Berufes erfüllen, worein uns die Vorsehung gesetzt hat, und wenn wir dem Brode, das wir essen, Ehre machen. Sie essen das Brod der Kirche und protestiren gegen alle Neuerungen; ich esse das Brod des Staats und vertheidige und erneuere seine ursprünglichen Rechte. Seyen Ew. königl. Hoheit von meiner ganzen Freundschaft überzeugt und sehen Sie nichts als

Freimüthigkeit und Zutrauen in allem, was ich die Ehre gehabt habe, Ihnen zu sagen.

Ich bin Ew. königl. Hoheit

wohlaffektionirter Vetter

Joseph.

Im Feldlager, den 24. Herbstmonat 1781.

Nachschrift. Der Abt Beck soll auch Theil an meiner Danksagung haben, insofern er dazu beigetragen hat, mir dieses schmeichelhafte Zeichen der Theilnahme Ew. königl. Hoheit zu verschaffen.

* * *

Man kann sich die Wirkung vorstellen, welche dieser sarkastische Brief des Kaisers auf den Erzbischof und seinen jesuitischen Spiritus familiaris machen mußte. Einige Wochen konnten sie darüber zu keinem Entschlusse kommen, endlich setzten sie ihrer Anmaßung die Krone auf und der Erzbischof schrieb folgenden Drohbrief an den Kaiser:

«Erst nachdem ich reiflich vor Gott über die Pflichten meines Standes nachgedacht, habe ich mich entschlossen, Ew. kaiserlichen Majestät meine demüthigsten Vor-

stellungen über die von Höchstdenenselben publizirten Edikte zu machen. Der Gegenstand war zu wichtig, um obenhin behandelt zu werden. Ich habe mir diesen Vorwurf nicht zu machen, und was auch die Vorstellung sein mag, die sich Ew. Majestät von mir gemacht zu haben scheinen, so bin ich doch überzeugt, daß ich wußte, was ich die Ehre hatte, Höchstdenenselben zu schreiben. Indem ich das Schreiben las, womit mich Ew. Majestät beehret haben, so habe ich mich aufrichtig gefreut, nach dem Beispiel der Apostel würdig befunden worden zu sein, um des Namens Jesu Christi *) willen Verachtung zu leiden. Meine Freude wäre vollkommen gewesen, wenn ich mir in diesem Augenblick die äußersten Uebel hätte aufladen können, mit welchen die Kirche bedroht ist, und zugleich die bittern Vorwürfe, welche Ew. Majestät sich zubereitet haben. Ja! ich sage es Ew. Majestät mit aller Freiheit des Amtes, welches mir anvertraut ist: So groß auch jetzt die Festigkeit sein mag, womit Sie gegenwärtig entschlossen scheinen, diese Schritte zu unterstützen, so wird ein Tag kommen, wo Sie darüber untröstlich sein werden. Möge dieser Tag nicht der Tag der Ewigkeit sein! Ich bin mit tiefstem Respekt u. s. w.»

Auf dieses gleisnerische, den göttlichen Richter der Welt zum Schirmer und Rächer des Papstthums anrufende Schreiben erwiderte der Kaiser Folgendes:

*) Um des Namens Jesu Christi willen, wagt der Erzbischof zu sagen, während es sich um die Gewalt der Ordensgenerale, um die Eigenmächtigkeit der Mönche, um römische Gelderpressungen, um die Verfluchungsbullen handelte!

20.

Ich habe den Brief soeben empfangen, welchen Ew. Hoheit beliebt hat, an mich zu schreiben. Ich sehe, dass wir auf einerlei Wege sind. Ew. Hoheit nehmen die Form für die Sache, da ich mich in der Religion genau an die Sache halte und nur den Missbräuchen wehre, die sich in dieselbe eingeschlichen und ihre Reinigkeit entstellt haben. Ihre Briefe sind ganz tragisch und meine ganz komisch und obschon Thalia und Melpomene als Schwestern auf dem Parnasse nicht immer gut zusammengehen, so erlauben Sie mir doch, den Zeitpunkt zu erwarten, wo unsre Schwestern, Abkömmlinge vom Helikon, sich näher verbinden. In dieser Erwartung

versichere ich Sie aller Achtung und Freundschaft, womit ich nie aufhören werde zu seyn
Ew. königl. Hoheit

wohlaffektionirter Vetter
Joseph.

Wien, den 1. Christmonat 1781.

* * *

Und die frevelhafte Weissagung des Erzbischofs ging nicht in Erfüllung. Wieviel auch Joseph mit gebrochenem Herzen widerrufen hat, das, wovon in diesen Briefen gehandelt wird, blieb aufrecht. Dafür nun predigen freilich Jesuiten und Liguorianer, Kaiser Joseph sei in der Hölle. Und sie dürfen dies heutzutag in Wien öffentlich thun, wo doch das Ehrendenkmal Josephs steht!!

21.

An Kardinal Herzan, k. k. Minister in Rom.

Herr Kardinal!

Seitdem ich den Thron bestieg und das erste Diadem der Welt trage, habe ich die Philosophie zur Gesetzgeberinn meines Rechts gemacht.

Zu Folge ihrer Logik wird Oesterreich eine andere Gestalt bekommen, das Ansehen der Ulemas eingeschränkt, und die Majestätsrechte in ihr erstes Ansehen wieder kommen. Es ist nothwendig, dass ich gewisse Dinge aus dem Gebiet der Religion entferne, die nie dahin gehört haben.

Da ich den Aberglauben und die Saducäer verachte, so will ich mein Volk davon befreyen. In dieser Absicht werde ich die Mönche ver-

abschieden, die Klöster derselben aufheben, und sie den Bischöffen ihres Bezirks unterwerfen.

In Rom werden sie das für Eingriff in die Rechte Gottes erklären; ich weiss es, man wird, die Herrlichkeit Israels ist gefallen, laut ausrufen, darüber Klagen führen, dass ich dem Volk seine Tribunen wegnehme, und zwischen den Begriffen von Dogma und Philosophie eine Gränzlinie ziehe, noch mehr aber erbost werden, wenn ich alles das unternehme, ohne dass ich hierüber die Gutheissung von dem Knechte der Knechte Gottes habe.

Wir haben diesen Dingen den Verfall des menschlichen Geistes zu verdanken. Nie wird es ein Diener des Altars zugeben wollen, dass ihn der Staat dahin weist, wohin er eigentlich gehört, wenn er ihm keine andere Beschäftigung, als das Evangelium allein lässt; und wenn er es durch Gesetze verhindert, dass die Kinder Levi mit dem Menschenverstand kein Monopolium treiben.

Die Grundsätze des Monachismus von

Pachomius an bis auf unsere Zeiten sind dem Licht der Vernunft gerade entgegen gewesen; sie kommen von der Hochschätzung ihrer Stifter bis zur Anbetung selbst, so, dass wir in ihnen die Israeliten wieder aufleben sahen, welche gegen Bethel giengen, um goldene Kälber anzubeten.

Diese unächten Begriffe von der Religion verbreiteten sich auf den gemeinen Mann; er kannte Gott nicht mehr, und hoffte alles von seinen Heiligen!

Die Rechte der Bischöffe, die ich wieder einsetzen werde, müssen die Denkungsart des Volks zum Theil mit umschaffen; ich werde den gemeinen Mann statt des Mönchs, den Priester für die Romanen der kanonisirten Leute, das Evangelium und im Religionsunterschied die Moral predigen lassen.

Ich werde dafür Sorge tragen, dass das Gebäude, welches ich für die Zukunft errichtet, dauerhaft bleibe. Die General-Seminarien sind Pflanzschulen für meine Priester, die

Seelsorger, welche darin gebildet werden, bringen einen geläuterten Geist mit in die Welt, und theilen ihn durch einen weisen Unterricht dem Volke zu.

So werden nach einem Zeitraum von Jahrhunderten Christen seyn; so werden, wenn ich meinen Plan vollbracht, die Völker meines Reichs genauer die Pflichten kennen, die sie Gott, dem Vaterland, und ihrem Nebenmenschen schuldig sind, — so werden uns noch die Enkel segnen, dass wir sie von dem übermächtigen Rom befreyet, die Priester in die Gränzen ihrer Pflichten zurückgewiesen, und ihr Dortseyn dem Herrn, ihr Daseyn aber dem Vaterland allein unterworfen haben.

Joseph.

Wien, im October 1781.

22.

An van Swieten.

Mon cher!

Ich weiss nicht, wie einige Monarchen aut die Kleinigkeiten gerathen sind, sich litterarische Vorzüge zu verschaffen; eine Art von Grösse darin zu suchen, wenn man Verse macht, einen Riss zum Theater zeichnet, der ein Pendant für die Werke eines Palladio seyn solle.

Zwar sehe ich wohl die Obliegenheit ein, dass die Könige im Reich der Wissenschaften nicht ganz unbekannt seyn sollen, dass man aber als Monarch die Zeit damit zubringe, Madrigals zu schreiben, das finde ich äusserst unnöthig.

Der Marchgraf von Brandenburg ist das Haupt einer Königssekte geworden, die sich damit beschäftigte, Memoirs, Gedichte, und Abhandlungen über verschiedene Gegenstände zu schreiben. Die Kaiserinn Russlands folgte ihm nach, las Voltairen, und schrieb Schauspiele und Verse an Vanhal, dann einige Oden an ihre Alziden; Stanislaus Lesczinsky aber Friedensbriefe; endlich der König von Schweden welche im Tone der Freundschaft.

Die Veranlassungen hiezu sind eben so sonderbar, als die Produkte ihres Geistes. Der König von Preussen fieng seine akademische Beschäftigungen zu Rheinsberg an, wohin ihn sein Vater exilirte, und wo er kaum wie ein Oberster meiner Armeen leben konnte. Wie er König wurde, setzte er seine Gelehrten-Beschäftigungen fort; gleich versammelten sich eine Menge Französischer Champions, und besangen seine Siege in Schlesien, d. i. die Eroberungen eines Landes, das zwey Infanterie-Regimenter zur Besatzung hatte, und das

er mit 40,000 Mann überschwemmte. Späterhin trieb ihn die Begierde Verse zu machen an, mit Voltairen Freundschaft zu stiften, die aber unterbrochen, wieder erneuert, getrennt, und bis zu dem Tod des Uhrmachers von Ferney fortgesetzt wurde.

Die Kaiserinn von Russland unternahm es aus Stolz; sie suchte in jeder Gattung von Ruhm zu glänzen, das übrige thaten Zeit und Umstände, Freundschaft und Leidenschaft, und eine Portion Eitelkeit mitunter.

Stanislaus war ein gutgesinnter Mann; er träumte wie der Abt St. Pierre, und hätte, wär es möglich gewesen, von seinem Luneville aus der ganzen Erde Friede geboten. Die Majestät aus Stockholm hatte andere Ursachen; Gustav ward in Frankreich mit Würde behandelt, und schrieb nach seiner Rückkunft so zärtliche Briefe nach Paris, und an den Hof zu Versailles, dass man ihm das Kompliment zu machen genöthiget war, ausser dem König wär er ein sehr liebenswürdiger Privatmann.

Sehen Sie, so denke ich über diese Gegenstände. Mir sind weder die grossen Griechen, noch Römer unbekannt; ich kenne die Geschichte des deutschen Reichs, und jene meiner Staaten insbesondere; aber meine Zeit hat mir nie erlaubt, Epigrammen zu machen und Vaudevilles zu schmieden. Ich habe gelesen, um mich zu unterrichten; ich bin gereist, um meine Kenntnisse zu erweitern; und indem ich die Gelehrten unterstütze, erweise ich ihnen einen grösseren Dienst, als wenn ich und einer derselben an einem Pulte Sonnetten faselten. Adieu!

Joseph.

Wien, im December 1781.

23.

An die Gemahlinn des Landgraf Karl Egon v. Fürstenberg, gebohrnen Gräfinn v. Sternberg aus Böhmen.

Madame!

Ihr Herr Gemahl ist des h. Röm. Reichs Fürst von Fürstenberg, und einer der angesehensten Männer des Reichs, — aber Gouverneur von Böhmen bleibt er nicht länger.

Dass ich meine Ursachen hiezu hatte, den Grafen von Nostitz zu seinem Nachfolger zu ernennen, das können Sie sich vorstellen! — Bey mir steht jeder an seinem Platz.

Nach einer beinahe 30jährigen Dienstleistung, däucht mir, dass es einem Mann von so vielen Geschäften Wonne seyn müsse, die

Charge niederlegen zu können, die auf mancher Schulter eine zu drückende Last geworden, und die einem Manne um so gleichgültiger seyn wird, den sein Schicksal in eine Lage gesetzt, die ihm meine Dienste entbehrlich macht.

Uebrigens nehmen Sie die Versicherung meines Wohlwollens als einen Beweis auf, dass ich nicht gleichgültig für die Dienste bin, die die Familie Fürstenberg meinem Haus erzeigt hat. Ihrem Sohn habe ich einen Rang bey meinem Heere zugedacht, den ich sonst nur Prinzen aus Souverainen Häusern verleihe. Ueberhaupt muss ich Ihnen noch sagen, Madame! dass es künftig bey Oesterreich nicht mehr so seyn kann, wie es einstens gewesen, dass ich keine Princes Etrangers an meinem Hofe gedulde, und dass jetzt mancher Edler ein Lieutenant wird, dessen Ahnen den Marchallstab, und die Anführung grosser Heere gehabt. —

Ihrem Gemahl machen Sie die Versiche-

rung meiner Gewogenheit, und zugleich die Erinnerung, dass ich künftig in Staatssachen seine direkte Zuschrift verlange; ich habe nicht in Gewohnheit, über die Angelegenheiten meines Reichs mit — Damen zu korrespondiren.

Joseph.

Wien, im Juni 1782.

24.

An Maria Anna, Erzherzoginn von Oesterreich*).

Madame!

Während dem ich von einem Pole meiner Staaten zu dem andern reise, um mich über die Lage meiner Unterthanen zu unterrichten, ihre Beschwerden zu hören, und die Gesetze meines Reichs aufrecht zu erhalten, geniessen Sie in Ihrer Einsamkeit jenes reitzende Loos, welches das Schicksal nur den Weisen bestimmte.

Mit einer Sehnsucht, die aus dem Verlangen entsteht die Ruhe zu geniessen, seufze ich nach Ihnen, und beneide das reitzende Loos Ihrer Tage damalen, wenn mir die Herrschaft

---

*) Aelteste Schwester Kaiser Josephs II.

von mehr denn zwanzig Millionen Menschen jene drückende Last geworden, die nur ein Monarch allein kennet!

Leben Sie zufriedener, als ich, theureste Schwester! geniessen Sie die Vortheile Ihres Standes, und lassen Sie sich die Reitze Ihrer Tage zu vervielfältigen Ihre einzige Sorge seyn. Ich werde bey jeder Gelegenheit, wo Ihnen die Mitwirkung meiner Freundschaft erforderlich ist, mit dem grössten Vergnügen Euer Liebden wiederhohlte Beweise meiner Hochachtung und Verehrung geben.

Euer Königlichen Hoheit

gehorsamster Bruder

Joseph.

Wien, den 1. October 1782.

25.

An Graf von Kollowrat, Böhmisch. Oberst- und Oesterr. ersten Kanzler.

Mein Herr Kanzler!

Die Stelle eines Hofraths mag vorher immer die gewöhnliche Beförderung für die Hofsekretairs gewesen seyn; in Zukunft will ich es nicht mehr so haben: man muss aus den Provinzial-Räthen Hofräthe wählen, um die politische Stelle mit Männern zu besetzen, die National-Kenntniss haben.

Sie können mir immer einen Vorschlag machen, der die Belohnung geschickter Hofsekretairs zum Gegenstand hat. Es gehört zu meinen Grundsätzen, dass fähige und brauch-

bare Leute vorrücken; aber das werde ich nie zugeben, dass ihnen Stellen zu Theil werden, die sie zu verwalten keine hinlängliche Kenntniss haben.

Diesem vorzubeugen habe ich die Provinz-Räthe Baron Friedenthall, Weidmansdorf, Sumerau, und den Graf Odonel zur vereinigten Hofstelle gezogen. Im geistlichen Fache aber den Bischoff Okolitschani, die Prälaten Rautenstrauch, Zippe, und den Grafen von Sauer hieher resolvirt. Diese Männer haben in den Provinzen die Gesetzkenntniss eben so gut, wie die Leute in der Residenz; verbinden noch damit die Landeskunde, und sind in Rücksicht der Partheylichkeiten minder gefährlich als die hiesigen Herren.

Da ich noch Mitregent war, bin ich oft erstaunt, wenn im Staatsrath die Ernennung eines Hofraths geschehen, da auf meine Erkundigung, wer er vorher gewesen, meistens die Antwort erfolgte, er war Hofsekretair;

und ehedem? Sekretair des Ministers Grafen von *** u. s. w. so zwar, dass die damaligen Hofräthe lauter vormalige Hofsekretairs, und noch früher Privat-Sekretairs bei Ministers gewesen. Einmal hatte man damit dem Staat die Verbindlichkeit aufgebürdet, allerhand Privatverdienste zu belohnen, und was noch übler war, dadurch Geschäftsmänner bekommen, die ausser Wien nichts gesehen haben, und im Konseil mit der grössten Zuverlässigkeit über die Beschaffenheit eines Landes daher raisonnirten, von welchem sie kaum geographische Begriffe hatten.

Dies hat itzt alles aufgehört, mein Herr Kanzler! die Hofräthe, welche ich ernennen werde, müssen vorher als Gubernial-Räthe in Provinzen Beweise ihrer Fähigkeiten abgelegt haben, sonst kommen auch die nicht hieher.

Was aber die Herren Hofsekretairs betrift, da machen Sie mir, wie ich Ihnen schon auf-

getragen habe, einen Vorschlag, auf welche Art man diese Leute, die weiter sonst nichts als geschickte Männer im Geschäftsstil seyn dürfen, in ereignendem Falle zu befördern Gelegenheit habe.

Joseph.

Wien, im Februar 1783.

26.

An Maximilian, Erzherzog von Oesterreich, Hoch- und Deutschmeister, Kurfürst von Kölln und Bischoff von Münster*).

Mon Prince!

Die Bemühungen der Kaiserinn, unserer verstorbenen Mutter, die Zuneigung des Kurfürsten von Kölln, und der Eifer des Grafen v. Metternich haben Sie zum regierenden Herrn gemacht.

Ihre Pflichten kennen Sie vollkommen, mein theurer Prinz! Als Mentor erinnere ich Ihnen nichts, aber als Freund erlauben Sie, dass ich Sie mit Ihrer neuen Würde bekannt mache.

*) Jüngster Bruder Josephs II.

Als Kurfürst sind Sie einer der ersten Fürsten des Reichs. Vergessen Sie, dass der Imperator Ihr Bruder, und dass Sie ein Prinz meines Hauses sind; opfern Sie sich ganz dem Vaterland und Ihrem Volk. Die Würde des Erzbischoffs ist Karakter des Schicksals; als ein weiser Mann unterwerfen Sie sich der Nothwendigkeit; erfüllen Sie alles, was Ihre Bestimmung fordert, und nehmen Sie sich hierin den grossen Ganganelli zum Muster, welcher das Hohepriesterthum mit dem Diadem auf eine solche Art vereinigte, dass seine Regierung ein ewiges Denkmal für Rom seyn wird.

Wenn Sie ein und anderes in dem Verwaltungssystem des Staats Ihren Wünschen nicht gemäss finden, so denken Sie daran, dass Ihr Vorfahrer Ihr Freund gewesen, und geben Sie der Regierung Ihrer Länder keine plötzliche Umänderung. Es würde Unzufriedenheit über denjenigen guten Fürsten zeigen, der Ihr Glück gemacht.

Sie sind von der Vorsehung auf einen Thron gesetzt, auf dem Sie nun darthun müssen, Sie wären seiner würdig! — Erinnern Sie sich jener weisen Grundsätze, die Ihnen in Ihrer Erziehung beigebracht wurden; zeigen Sie in der Regierung Ihres Volks den Geist des Vaters, und die Güte unserer Mutter! und wenn Sie einstens aufhören zu seyn, werden die Thränen Ihrer Unterthanen die schönsten Blumen auf Ihrem Grabe seyn.

Adieu, theurer Prinz,

ewig der Ihrige
Joseph.

Wien, den 29. April 1784.

27.

An den Magistrat der königl. Stadt Ofen in Hungarn.

Ich danke dem Magistrat, und der Bürgerschaft für die mir zugedachte Ehre, auf einem ihrer Hauptplätze meine Bildsäule zu errichten. Dass ich zur Beförderung der Geschäfte, und besseren Uebersicht der Reichsämter dieselben in Ofen vereinbaret, und hiedurch der Stadt zufälligerweise einige Vortheile verschafft habe, das verdient in der That eine solche Ehre nicht.

Wenn ich es jedoch einmal werde dahin gebracht haben, dass die Hungaren die wahren Verhältnisse zwischen dem König und Unterthanen allgemein anerkennen; wenn ich alle geistliche und weltliche Missbräuche werde abgestellet, wenn ich Thätigkeit und Industrie

erwecket, den Handel in Flor gebracht, das Land von einem Ende zum andern mit Strassen und schiffbaren Kanälen werde versehen haben, wie ich es hoffe; wenn dann die Nation mir ein Monument errichten will, dann möchte ich es vielleicht verdient haben, und dann werde ich es auch mit Dank annehmen.

Joseph.

Wien, im Juni 1784.

28.

An Papst Pius VI.

Heiliger Vater!

Der Religionsfond in meinen Staaten ist nicht dazu bestimmt, dass er ein Denkmal meiner Regierung allein werde, wie man sich in Rom zu sagen erlaubte, sondern dass er eine Wohlthat für meine Völker seye; und da seine Existenz, so wie das Missfallen, das man darüber bezeugte, in das Reich der Geschichte gehört, so wird er ohne unseren Zuthun auf die Nachwelt kommen; und folglich ein Monument werden, das aber, wie ich hoffe, nicht das einzige meiner Zeiten seyn solle.

Die ohnnützen Klöster habe ich so wie die noch ohnnützeren Bruderschaften aufgehoben, den Fond derselben zum Unterhalt der neuen

Pfarreyen, und eines verbesserten Unterrichts in Schulen bestimmt, und ausser der Verwaltung, die ich nothwendig durch Staatsbeamte besorgen lassen muss, hat der Fond des Staats und jener der Kirche bey mir nicht die geringste Gemeinschaft. Ein Factum muss man erst aus dem Gesichtspunkte der Bestimmung, die Wirkungen des Factums aber nach dem Erfolg beurtheilen, der sich erst binnen einigen Jahren offenbaren kann. Aber ich sehe wohl, man hat in Rom die Logik nicht, deren man sich in meinen Staaten bedient; desswegen so viele Disharmonie zwischen Italien und dem deutschen Reich. Wenn sich Eure Heiligkeit die löbliche Mühe genommen hätten, sich über das, was in meinen Staaten vorgekehret worden, aus denjenigen Quellen zu unterrichten, die dazu bestimmt sind, so würde Vieles unterblieben seyn; aber mir deucht, es gibt Leute in Rom, die es so wollen, dass es noch länger Finsterniss auf unserer Halbkugel gebe.

Diess ist ein kurzer Inbegriff von den Ursachen meiner Anordnungen, und von der Veranlassung dazu; ich hoffe, dass Sie mich meiner Kürze wegen für entschuldigt halten; es gebricht mir an der Zeit, und zugleich an der Fähigkeit ein Thema zu schreiben, und das von einem so weitläufigen Inhalt, wie sie gewöhnlich in einem Römischen Musäo sind. — Ich bitte Gott, dass er Sie noch lange für seine Kirche erhalte, und einen seiner Engel vor Ihnen hergehen lasse, der Ihnen die Wege hienieden bereite.

Dero

gehorsamster Sohn in Christo

Joseph.

Wien, im Juli 1784.

* * *

Diesem Briefe war eine wiederholte Correspondenz mit Rom und der Besuch des Papstes in Wien vorausgegangen.

Gleich nach den ersten kaiserlichen Verfügungen in

Kirchensachen überreichte der päpstliche Nuntius zu Wien, Graf Garampi, am 12. Dezember 1781 dem Fürsten Kaunitz eine Note, in welcher nach langweiligen Salbadereien von der Gefahr, in welche Religion und Kirche und mit ihnen der Staat durch die kaiserlichen Gesetze gestürzt würden, und von der Liebes- und Gewissenspflicht des heiligen Vaters, den Kaiser zu warnen und zurückzuhalten, folgende empörende Stelle vorkommt:

«Eine jede Gewalt hat ihre Grenzen, welche sowol durch die Gesetze, als durch die rechtmäßig eingeführten und von der Religion zu ihrem Besten, das jeder Souverain zu befördern verbunden ist, vorgeschriebenen Gebräuche bestimmt sind. Die Kirchengesetze haben allen glorwürdigen Regenten der österreichischen Monarchie von Rudolf I. bis jetzt zur unveränderlichen Richtschnur gedient, und in Rücksicht eines solchen Beispiels von Religion, von Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit hat es unter so vielen Fürsten des weiten deutschen Reiches, die in der katholischen Gemeinschaft verblieben sind, noch keinen gegeben, der es gewagt hätte, die Ausübung seiner Gewalt bis zu einer willkürlichen Verordnung über das Eigenthum der Kirche und ihre Einkünfte zu treiben; dieselben zu einem Gebrauche zu verwenden, der von demjenigen unterschieden ist, wozu sie von der Gottesfurcht und dem Willen der Gläubigen gewidmet wurden *); Ordensgesetze, welche die Kirche feierlich geneh-

*) Diesen Grund wagt man auch noch heutzutag gegen eine vernünftige Verwendung der Kirchengüter anzuführen. Allein der Staat ehrt die Stifter, wenn er voraussetzt, daß

migt hat, aufzuheben; die Unterthanen in die Versuchung und vielleicht in die Nothwendigkeit zu versetzen, ihre Gott gethanen Gelübde nicht mehr erfüllen zu können, noch ihrem Beruf gemäß zu leben; und endlich über Gerechtsamen zu disponiren, welche ganz allein dem Papste bei der Regierung der allgemeinen Kirche zustehen, und solche, so zu sagen, durch eine Art von geheimer Vorschrift den Bischöfen überlassen zu wollen, da doch das Ansehen des Papstes und der Kirche und die geistlichen Rechte, die jenes bestimmen, in dieser Materie ein gemeinsames öffentliches und überall sowol in Deutschland als bei jeder andern Nation im Schwunge seiendes Recht formiren; ein Recht, welches niemals hat können abgeändert werden» u. s. w.

Der päpstliche Nuntius hatte die Kühnheit, diese seine Note zu gleicher Zeit eigenmächtig an österreichische und fremde Bischöfe zu senden.

Am 19. Dezember 1781 erließ Fürst Kaunitz im Namen des Kaisers ein Dekret, in welchem zuerst die Anmaßung des Nuntius scharf, aber mit versöhnlichem und verzeihendem Ausdruck gerügt und dann in Antwort auf die Beschwerden ausgeführt wird:

«Daß aus der Abstellung der Misbräuche, die nach

---

sie, wenn sie jetzt lebten, ihr Geld für vernünftige Zwecke der Gegenwart verwenden würden. Ein Beispiel meiner unmittelbaren Erfahrung: In Klosterneuburg bei Wien, einem Städtchen von etwa 3000 Seelen, ist ein Kloster, worin gegen 40 Priester leben. Dennoch besteht hier eine alte Stiftung von sehr bedeutenden Einkünften für drei Geistliche, die für mehrere hundert Gulden jährlich nichts thun, als Messe lesen!

und nach in die Gegenstände der Kirchenzucht eingeschlichen sind, der Religion nicht nur kein Nachtheil zugehe, sondern vielmehr dadurch nur Nutzen und Erbauung erfolgen könne; daß die Abstellung solcher Misbräuche, welche weder Grundsätze des Glaubens, weder Geist und Seele betreffen, von dem römischen Stuhl nimmermehr abhängen kann, indem solcher, diese zwei Gegenstände ausgenommen, nicht die mindeste Gewalt im Staate haben kann, daß diese mithin allein und ausschließend dem Landesfürsten zustehe, welcher allein im Staate zu befehlen das Recht hat; daß von dieser Art alles ohne Ausnahme ist, was die äußerliche Zucht der Klerisei und insbesondere der geistlichen Orden betrifft, von welchen die Kirche bekanntermaßen durch mehrere Jahrhunderte nichts gewußt hat und noch nichts wissen würde, wofern den Fürsten der katholischen Christenheit nicht gefällig gewesen wäre, solche nach und nach mehr oder weniger in ihre Staaten aufzunehmen; daß sie ferner mit der Wesenheit des Glaubens und der Religion in gar keinem Zusammenhang stehen, daß folglich des Kaisers Majestät nach diesen unwiderleglichen Wahrheiten im vollen Maße nicht nur befugt gewesen, alles dasjenige, was bisher in diesem Anbetracht geschehen, zu verfügen, sondern sogar nach den Pflichten der oberherrlichen Gewalt auch in Zukunft diesem zufolge in allen denjenigen Gegenständen zu handeln verbunden sind, welche nicht dogmatische und innerliche, die Seele allein angehende Dinge betreffen werden, und endlich daß es keiner der Religion und der Kirche zugefügter Nachtheile Wiedergutmachung bedarf, wenn solche, wie im gegenwärtigen Falle, blos in der

Einbildung bestehen und übrigens vollkommen unstatthaft sind. Rechtmäßige Befugnisse eines andern zu beeinträchtigen ist von der weltkundigen Billigkeit Sr. kaiserlichen Majestät so weit entfernt, daß Allerhöchstdieselben nicht einmal daran gedacht haben, das Institut eines geistlichen Ordens aufheben zu wollen, welcher von dem heiligen Stuhl gebilligt worden ist, und hätte von dieser Vermuthung die alleinige Betrachtung abhalten sollen, daß es Sr. Majestät sehr gleichgiltig sein kann, ob in fremden Staaten dieses oder jenes geistliche Institut, dessen Dasein Allerhöchstdieselben in den ihrigen aufzuheben für gut befunden haben, noch forthin beibehalten werde. Gleichwie aber Allerhöchstdieselben sich niemals der Ausübung der gegründeten und gesetzmäßigen Gerechtsamen des heiligen Stuhles und der allgemeinen Kirche in dogmatischen und blos die Seele betreffenden Gegenständen zu entziehen gedenken; also werden sie auch niemals eine fremde Einmischung in Angelegenheiten gestatten, welche Allerhöchstdieselben als offenbar der oberen landesfürstlichen Machtvollkommenheit zustehend ansehen werden, als welche ohne Ausnahme alles dasjenige unter sich begreift, was in der Kirche nicht von göttlicher, sondern von menschlicher Erfindung und Einsetzung ist und das, was es ist, allein der Einwilligung oder Gutheißung der oberherrlichen Gewalt zu verdanken hat, welcher daher zustehet und zustehen muß, alle dergleichen freiwillige und willkürliche Bewilligungen, so wie andere dieser Art nicht nur allein abzuändern und einzuschränken, sondern sogar ganz aufzuheben, so oft solches Staatsursachen, Misbräuche oder veränderte Zeiten oder Umstände erheischen

mögen. Unter die Zahl der Rechte, welche ausschließungsweise dem Papste zukommen, kann dasjenige nicht gerechnet werden, welches bekanntermaßen seit vielen Jahrhunderten in unsrer heiligsten Religion dem Episkopate zugestanden und als demselben unzertrennlich anhängend betrachtet worden ist; Se. Majestät der Kaiser hat also durch den an die Bischöfe Seiner Erbländer erlassenen Auftrag, sich ihres althergebrachten, unwidersprechlichen Rechtes in der Ausübung wieder zu bedienen, weiters nichts gethan, als einen Misbrauch aufgehoben, welcher vielen Bedenklichkeiten ausgesetzet und dem Vermögensstand der Unterthanen sehr nachtheilig gewesen ist. — Ein Zeugniß der persönlichen Schätzung, welche Se. kaiserliche Majestät gegen den päpstlichen Herrn Nuntius Garampi hegen, ist der pünktliche Befehl Allerhöchstderselben, welchen der Hof- und Staatskanzler hiermit befolget hat, um den Herrn Nuntius in den Stand zu setzen, sein künftiges Benehmen darnach einrichten zu können.»

Am 21. Dezember, also zwei Tage nach Erlassung des kaiserlichen Dekretes, reichte der Nuntius beim Fürsten Kaunitz eine Antwort ein, in welcher er — «ohne die Grundsätze zu berühren, welche in besagter Antwort aufgestellt sind, deren Uebereinstimmung er auch nicht zu begreifen aufrichtig gesteht, indem sie von den ganz gemeinen und bis jetzt in der Kirche öffentlich bekannten oder von ihr autorisirten Grundsätzen allzuweit entfernt sind» — sich ziemlich kleinlaut entschuldigt und den Kaiser durch kriecherische Schmeicheleien zu gewinnen sucht. Darauf erhielt er vom Staatskanzler folgende Antwort:

«Da auch das neue Billet des Herrn Nuntius vom 21. Dezember durch dasjenige, was demselben der Hof- und Staatskanzler unterm 19. d. M. überlieferte, bereits eine umständliche Antwort erhält, so würde eine jede weitere dermalen überflüssig sein. Und da auch der Wille Sr. Maj. ist, daß man sich künftighin in keine Untersuchung der Materie, worüber Sie ihre Meinung in dem Billet vom 19. d. M. erklärt haben, weiter einlasse, so muß der Hof- und Staatskanzler sich blos dahin einschränken, den Herrn Nuntius davon zu benachrichtigen.»

Gleichzeitig mit diesen Verhandlungen zwischen der Staatskanzlei und der Nuntiatur correspondirten Kaiser und Papst direkt miteinander. Pius VI. hatte schon am 25. August 1781 ein geheimes Breve an den Kaiser erlassen, darauf aber die Antwort erhalten, daß sich der Kaiser durchaus keinen fremden Einfluß auf die Regierung seiner Staaten gefallen lassen werde. Da nun die Reformen immer weiter vorschritten und die Klagen der Römlinge immer lauter wurden, erließ Pius VI. am 15. Dezember 1781 ein offenes Breve an den Kaiser, worin er zugleich seinen Besuch in Wien anzeigt. Dieses merkwürdige Dokument päpstlicher Zudringlichkeit muß hier seinem wesentlichen Inhalt nach wörtlich eingeschaltet werden:

«Geliebtester Sohn in Christo! Mit vieler Gemüthskränkung haben Wir ersehen müssen, daß alle Unsere so dringend gethane Bitten und Anhaltungen an Ew. Majestät, diesen apostolischen Stuhl in dem ältesten Besitzungsrechte der Bisthümer, Abteien und Präpositu-

ren in den Beherrschungen Dero Lombardei nicht zu beunruhigen, nichts haben bewirken können, sondern daß Ew. kaiserl. Maj. Sich vorgenommen haben, Sich die Vergebung derselben, als zu Dero höchster Gewalt gehörig, Selbst zuzueignen. Wir sind, geliebtester Sohn in Christo, keineswegs gesonnen, Uns mit Ew. kaiserl. Maj. in irgend eine Art solcher Streitigkeiten einzulassen, die in dem mittleren Zeitalter erregt worden sind, weil in der Folge und nach hergestellter Ruhe die Kirche wieder in den alten Besitz ihres Rechtes gesetzt worden ist. Von diesen Streitigkeiten ist Unser Gemüth gänzlich entfernt, und es verabscheut dieselbigen; vielmehr ist es von derjenigen väterlichen Liebe erfüllt, die Wir Uns allezeit gegen Ew. kaiserl. Maj. zu hegen vorgesetzt haben.»

Der Papst entwickelt dann mit althergebrachter römischer Gleißnerei, daß er den Rechten des Kaisers durchaus nicht nahe treten wolle, daß er aber verpflichtet sei, für Gottes Eigenthum d. i. für die Kirchengüter zu streiten. Er lobt sehr die «jüngst verstorbene Frau Mutter» des Kaisers, die man doch, wie wir oben angeführt, zu Rom selbst im Tode beschimpft hatte. Der Papst erzählt, Maria Theresia habe von Benedikt XIV. nur das Ernennungsrecht für die Abteien verlangt und dem heiligen Stuhl dafür das Recht überlassen wollen, auf diese Pfründen zum Besten des Kirchenstaates Pensionen anzuweisen. Auf die vom Papst gemachten Vorstellungen aber sei die Kaiserin sogleich von ihrem Verlangen abgestanden. «Denn für Benedikt XIV.», so fährt Pius VI. fort, «hatte die glorwürdigste Frau Mutter Ew. kaiserl. Majestät eine sehr große Hochach-

tung. Sie kannte seine Klugheit und seine Ergebenheit für das österreichische Haus, wovon er während seiner Lebenszeit mehrere Beweise gegeben hat. Unter dieselben gehört auch vorzüglich, daß er bei Ew. kaiserl. Majestät Pathenstelle vertreten hat, um Ew. Majestät durch dieses heilige Band noch fester mit dem heiligen Stuhl zu verbinden. Und eben dieser Ursache wegen, geliebtester Sohn in Christo, wollen auch Wir gegen Ew. kaiserl. Majestät nachsichtiger sein und brennen daher vor Verlangen, mit Derselben auf einem freundschaftlichen Fuß, wie ein Vater mit seinem Sohn, über diesen und noch mehr andere Gegenstände der Neuerungen, die im Lauf Dero Regierung eingeführt und wodurch Wir in den tiefsten Schmerz versetzt worden sind, in Unterhandlungen zu treten. Da Wir aber schon in voraus wissen, daß unsre Unterhandlungen, wenn sie nicht mündlich geschehen, mit sehr vielen Schwierigkeiten verbunden sein würden, so haben Wir Uns vorgenommen, Uns an den Hof Ew. kaiserl. Maj. zu begeben, und Wir hoffen, daß der große und einzige Trost, mit Ew. kaiserl. Maj. mündlich sprechen und Derselben erklären zu können, wie bereitwillig Wir seien, Ew. Maj. gefällig zu sein und Dero Gerechtsame mit den Rechten der Kirche zu vereinigen, Uns Muth und Stärke geben werde, eine so weite und beschwerliche Reise bei Unserm hohen und schwachen Alter zu Stande bringen zu können. Wir ersuchen also Ew. kaiserl. Maj. diesen Unsern Schritt als einen Beweis Unserer besondern Hochachtung und Unsers lebhaftesten Verlangens, mit Derselben auf die beste, freund-

schaftlichste und liebevollste Weise vereinigt zu leben, anzusehen, und zwar nicht um Unsers Privatinteresses willen, sondern wegen der gemeinen Sache der Religion, die Wir zufolge Unsers Amtes bewachen und Ew. Majestät beschützen müssen. Gewähren Ew. Maj. der Kirche Gottes jenen Schutz, um welchen sie vornehmlich zu dieser Zeit fleht, so werden Ew. Maj. dadurch Dero Ansehen, Glück und Ruhm auf eine ganz vorzügliche Weise befördern. Damit aber Gott Ew. Maj. solche edle Gesinnungen und Entschließungen ins Herz legen möge, so ertheilen Wir Ew. kaiserl. Majestät und dem ganzen österreichischen Hause als ein Zeichen dieser göttlichen Gnade den apostolischen Segen.»

Der Kaiser antwortete auf dieses päpstliche Schreiben, wie folgt:

29.

Heiligster Vater!

Wir haben von dem Nuntius Ew. Heiligkeit Dero Schreiben vom 15. vorigen Monats und Jahres empfangen, womit Dieselben Uns zu erkennen geben, dass Unser Ansuchen wegen der Bisthümer und geistlichen Benefizien in Unsrer Lombardei nicht statt haben könnte, ob es gleich Denenselben an dem guten Willen dazu nicht fehle. Wie unerwartet Uns die Antwort gewesen und was für unangenehme Eindrücke sie auf Unser Gemüth gemacht, können Wir um so weniger mit Worten ausdrücken, da das sichere Bewusstsein, dass

Wir nach Gerechtigkeit handeln, Uns in die Nothwendigkeit setzen wird, von Unserm Rechte Gebrauch zu machen, was auch immer für Folgen daraus entstehen mögen. Was übrigens den von Ew. Heiligkeit am Ende Dero Schreibens Uns eröffneten Entschluss betrifft, sich nämlich selbst zu Uns zu begeben und von der Sache mündlich mit Uns zu sprechen; so nehmen Wir denselben als einen nicht nur sonderbaren, sondern auch in Ansehung einer so langen und beschwerlichen Reise ganz ausnehmenden Beweis des päpstlichen Wohlwollens gegen Uns mit Dank und Vergnügen an.

Gleichwie es Uns nun erfreulich und erwünscht seyn wird, Ew. Heiligkeit persönlich sehen und sprechen zu können, so sind Wir nicht weniger auch der gewissen Zuversicht, dass Ew. Heiligkeit sich den Beschwerlichkeiten einer so weiten Reise aus keinem andern Beweggrunde werden unterziehen wollen, als Dero Wohlwollen gegen Uns und zugleich auf

eine überzeugende Weise an den Tag zu legen, wie bereitwillig Sie seyen, zur Aufnahme der Religion und des Gottesdienstes in Unsern Landen und zum schicklichen Unterricht des Volkes, welcher ohne eine richtige und sowol dem öffentlichen Besten des Staates als den Umständen der Zeit angemessene Leitung der Geistlichen selbst schwerlich kann erzielet werden, allen Fleiss und alle Sorge gemeinschaftlich mit Uns anzuwenden. Wir glauben jedoch keineswegs verhehlen zu dürfen, dass in Beziehung solcher Anstalten, die Wir zum Besten der Religion, zur bessern Einrichtung der Kirchenzucht und in Ansehung derselben zur rechtmässigen Ausübung der landesherrlichen Gewalt in Unsern Kirchen und Staaten nach reifer Ueberlegung getroffen haben, Wir von den richtigen Grundsätzen, Beweggründen und dem Endzwecke, so und nicht anders zu handeln, so fest überzeugt sind, dass es nicht möglich ist, etwas auszusinnen oder beizubringen, was Uns eines an-

dern bereden oder von Unserm Unternehmen abzustehen jemals bewegen könnte.

Joseph.

* * *

Obwol nun dieser Brief sehr geeignet war, die Hoffnung des Papstes in vorhinein zu vernichten, so blieb er dennoch bei seinem Entschlusse, nach Wien zu reisen. Er zeigte dies dem Kaiser in einem sehr schmeichelnden Brief vom 9. Februar 1782 an:

« Geliebtester Sohn in Christo! Aus dem sehr verbindlichen Schreiben Ew. kaiserl. Maj. haben Wir die erwünschte Nachricht vernommen, daß Dieselben in den Entschluß Unserer Reise mit vielem Vergnügen gewilligt haben. Unsere Freude darüber ist ungemein groß, da Wir dadurch Gelegenheit erhalten, Sie, Geliebtester in Christo, zu umarmen, zu sprechen und Ihnen Unsere innersten Gesinnungen unmittelbar zu eröffnen, welche einzig und allein dahin zielen, Denenselben alle Dienstbeflissenheit und Pflichten der Freundschaft zu erweisen. Wenn Wir im Stande sind, Sie hievon zu überzeugen, so werden wir Uns für alle Ungemächlichkeiten der Reise reichlich belohnt halten. Von dieser Hoffnung gereizt und durch die Vorstellung von Dero Frömmigkeit aufgemuntert, werden Wir Uns ehestens auf den Weg be-

geben und im Namen Gottes Unsere Reise zu Ew. Majestät freudig fortsetzen, mit keiner andern Sorgfalt und in keiner andern Absicht, als Dieselben mit der Kirche, mit Uns und mit dem heiligen Stuhl durch die engsten Bande der Liebe zu verbinden. Wir werden Uns eines kleinen Reisegeräths und Gefolges bedienen und auf die Art einer geistlichen Person dort im Hause der Nunziatur wohnen, indem Wir das Ansehen jener Würde, die Wir zu bewahren nicht umhin können, in nichts Anderes, als in Dero Güte, Gnade und die daraus entstehende engere Verbindung und Uebereinstimmung der Gemüther setzen wollen. Indessen ertheilen Wir Ew. kaiserl. Maj. zu desto mehrerer Bestätigung Unserer zärtlichsten väterlichen Liebe zum Voraus das Geschenk des apostolischen Segens, welches Wir Denenselben zur Erhaltung des göttlichen Beistandes mitzubringen gedenken.»

Der Kaiser antwortete auf diesen Brief mit umgehender Post:

30.

Heiligster Vater!

Nachdem Wir aus dem von Ew. Heiligkeit den 9. d. M. an Uns erlassenen Schreiben Ihre Hierherreise mit Sicherheit vernommen haben, so bleibt Uns nichts übrig, als dass Wir nochmals Unsere Bereitwilligkeit bezeugen, Ew. Heiligkeit nicht allein auf die geziemenste Art mit kindlicher Ehrerbietung zu empfangen, sondern auch dafür Sorge zu tragen, dass Dero Aufenthalt hier mit möglichster Bequemlichkeit und nach eigenem Belieben eingerichtet seyn möge, indem die hohe von Dero geheiligter Person untrennbare Würde alles übrige ersetzt, was dem äussern Gepränge abgeht; gleichwie hingegen Wir Uns zur Pflicht machen, jenes, was etwa zu

mehrerer Gemächlichkeit dienen kann, so viel möglich zu verschaffen. Dies allein erbitten wir Uns von Ew. Heiligkeit, dass Sie die Wohnung, die Wir Derselben in einem Theil Unserer Hofburg hiermit anbieten, nehmen wollen. Dies ist Unserer beiderseitigen Würde gemäss und der Wohlstand selbst erfordert es unumgänglich. Auf solche Art wird geschehen, dass während Dero hiesigem Aufenthalt Wir einander näher und also vertrauter unter Uns seyn können. Ew. Heiligkeit können das Vergnügen, welches Uns die Gelegenheit, Dieselben zu sehen und persönlich zu ehren, bringen wird, Sich nicht lebhafter vorstellen, als wenn Sie von Unserer vollkommensten Ergebenheit Sich überzeugt halten und versichert seyn wollen, dass Wir Gott um Dero Wohlseyn und Erhaltung zum Besten seiner Kirche inständig bitten.

Joseph.

Wien, den 26. Hornung 1782.

* * *

Am 22. März 1782 kam Pius VI. in Wien an. Die meisten Kardinäle waren gegen diese Reise gewesen, sie hielten sie für eine Herabwürdigung des Papstthums. Auch das römische Volk hielt es für etwas Unerhörtes, daß der heilige Vater dem Kaiser der Deutschen eine solche Ehre erweisen wollte. Als der Papst Rom verließ, schrie das Volk, der Kaiser müsse mit ewiger Blindheit gestraft werden, wenn er dem heiligen Vater kein Gehör geben würde. Der Zufall, der den Pfaffen sehr oft günstig ist, fügte es, daß Joseph während der Anwesenheit des Papstes in Wien von einer Augenentzündung befallen wurde. Die Römlinge erklärten diese glücklicherweise bald geheilte Krankheit sogleich für eine Strafe Gottes, wie denn noch bis zum heutigen Tage das Siechthum und der frühe Tod des Kaisers von den Zeloten als ein Strafgericht Gottes dargestellt wird.

Die Reise des Papstes war ein Triumphzug. Meilenweit kam das Volk hergeströmt, um an der Straße zu knien und den päpstlichen Segen zu erhalten. In Laibach lebte die älteste Schwester des Kaisers, Erzherzogin Maria Anna, als Aebtissin eines Klosters. Recht in jenem unglücklichen Geiste, der in den Frauen des österreichischen Hauses bis zum heutigen Tage erblich ist, wollte die Schwester des kaiserlichen Reformators dem Papst zu Füßen fallen, ihm die Füße küssen. Nur mit Mühe verhinderte es Pius. Die spektakelsüchtigen und bei aller Leichtfertigkeit, zum Theil auch eben in Folge dieser Leichtfertigkeit, zur Bigotterie geneigten Wiener empfingen den römischen Bischof mit tollstem Enthusias-

mus, obwol sie wußten, daß er kam, um den Kaiser zum Knecht des römischen Stuhls zu machen und die päpstlichen Geldschneidereien aufrecht zu erhalten. Besonders knechtisch warf sich der hohe Adel vor dem Papst in den Staub, wohl wissend, daß dadurch der Kaiser, der dem Adel ebenso wie den Pfaffen verhaßt war, gekränkt werde. Die hohen Herrschaften fuhren in größter Gala vor, nicht um dem Papst aufzuwarten, sondern um den päpstlichen Pantoffel zu verehren, der in einem Audienzsaal pomphaft aufgestellt war! Viele hohe Damen ließen sich den Schuh des römischen alten Herrn zur Privatandacht in ihre Wohnung bringen! Und sie würden es auch heutzutage ebenso machen. Die vorzüglichste Stütze des Römer- und Jesuitenthums in Oesterreich sind Aristokraten; die hochadeligen Weiber treiben noch immer eine wahrhaft himmelschreiende Abgötterei mit päpstlichen Rosenkränzen, Amuletten, Ablaßzetteln u. dgl.

Der Papst konnte in Wien nicht oft genug den Segen ertheilen und er wurde oft zu Thränen gerührt, wenn er die Tausende von den lieben gedankenlosen Wienern und sonstigen Oesterreichern vor sich im Staube liegen sah. Selbst Protestanten schildern das Schauspiel dieser Segnungen als höchst ergreifend, wie es denn zu allen Zeiten schwächliche Protestanten gegeben hat, die sich durch den Prunk und Pomp des römischen Kirchendienstes in den Schoos des Römerthums locken ließen. Dagegen bewahrt das Gedächtniß jener Zeit einen treffenden Witz von Blumauer. Er behielt einmal während des päpstlichen Segens den Hut auf dem Kopf

und als ihn der Pöbel deshalb schmähte, sagte er: «Ist der Segen gut, so geht er auch durch den Hut.»

Man kann sich leicht denken, welchen bittern Eindruck der abgöttische Taumel des Volkes auf den edlen Kaiser machen mußte. Allein er ließ sich in seiner hohen Ueberzeugung nicht wankend machen und gab dies ungeachtet aller Artigkeit gegen den Papst doch durch treffliche Aeußerungen zu erkennen. In Ferrara brachte ein Kurier dem Papst den Gruß des Kaisers und die Anzeige, daß Alles auf seinen Empfang vorbereitet sei. Als aber der Papst den kaiserlichen Sendboten mit einem geweihten Rosenkranz belohnen wollte, wurde dieses Geschenk abgelehnt, denn der Kurier war ein Protestant. In Görz empfing der Papst eine kaiserliche Leibwache. Als er ihr den Segen ertheilen wollte, kniete nur der dritte Theil der Mannschaft nieder, denn die übrigen waren Lutheraner und Calvinisten. Noch empfindlicher traf es den Papst, daß der eifrig römische Erzbischof von Görz, Baron Edling, der gegen das kaiserliche Toleranzedikt nach Rom appellirt hatte, eben am Tage vor der Ankunft der Heiligkeit, nach Wien zur Verantwortung gezogen worden war.

Der Kaiser selbst eilte dem Papst bis Neunkirchen entgegen, empfing ihn aber dort keineswegs mit der üblichen Unterwürfigkeit, sondern mit einer vertraulichen Umarmung. Kaunitz, welchem der Papst die Hand zum Kuß reichte, ergriff und schüttelte sie. In seiner Wohnung in der Hofburg wurde der Papst förmlich bewacht. Der Kaiser unterhielt sich mit ihm aufs freundschaftlichste, sobald aber Pius von den Geschäften reden wollte, bat

ihn der Kaiser, seine Vorstellungen schriftlich beim Staatskanzler einzureichen, von dem sie pünktlich beantwortet werden sollten. Einer feierlichen Pontifikalmesse in der Stephanskirche wohnte der Kaiser nicht bei. Der Kardinal Migazzi, der ohne kaiserliche Bewilligung einen päpstlichen Ablaß angekündigt hatte, erhielt einen öffentlichen Verweis.

Unverrichteter Sache mußte der Papst endlich Wien verlassen und in Rom erwarteten ihn Vorwürfe und Schmähungen der Kardinäle und des Volkes. Der Kaiser begleitete ihn bis zum Kloster Mariabrunn, eine Meile von Wien. Dort wurde zwar ein rührender Abschied genommen, um aber zu zeigen, wie wenig der Besuch der Heiligkeit gewirkt, wurde das Kloster Mariabrunn bald nach der Abfahrt des Papstes aufgehoben. Unmittelbar darauf schritt der Kaiser in der Kirchenreform mit rascher Entschiedenheit vorwärts.

Daher kam bald wieder ein neues Klageschreiben des Papstes an, folgenden charakteristischen Inhalts:

« Kaiserlich geheiligte Majestät! Ich mache mir die Freiheit zu Nutzen, die Sie mir gütigst zu ertheilen beliebten. Da Wir gehört, daß Sie Verordnungen ergehen lassen, die Wir den guten Grundsätzen entgegen und der Religion nachtheilig achten, so wenden Wir Uns deswegen geradezu an Ew. Majestät. Es ist Uns nämlich zu Ohren gekommen, daß Höchstdieselben alle Kirchengüter, auch jene, die den Geistlichen Ihrer Monarchie angehören, einziehen und letztere auf den Fuß pensionirter Beamten behandeln wollen. Wir können Uns

nicht enthalten, Ew. Majestät zu sagen, daß, wenn so etwas geschähe, Sie der Kirche eine wehevolle Wunde schlagen, bei den Frommen aber ein unersetzliches Aergerniß verursachen würden. Es ist keineswegs Unsers Amtes, das politische und ökonomische Fach Ihrer Staaten zu kennen, obgleich Niemand an dem auf gerechte Art beförderten Gedeihen dieser Wohlfahrtszweige Ihrer Völker innigern Antheil nehmen kann, als Wir. Ueber alles Obbenannte wollen Wir ganz hinausgehen und Uns nur bei der Zugrundrichtung der abgenommenen Kirchengüter, und daß Sie selbe durch Laien besorgen lassen, verweilen, von der Nichtbeobachtung der zwischen Dero Vorgänger und den Provinzen gemachten Verträge wollen Wir nichts reden. Die Verletzungen der Einrichtungen der frommen Stifter, die erfolgenden Ansprüche, die dann die rechtmäßigen Eigenthümer anstimmen werden, das Alles setzen Wir ganz bei Seite, als mit Unserm Amte nicht zusammenhängende Gegenstände, als Gegenstände, die Ew. Majestät durchdringendem Verstand ohnehin nicht entgehen können. Nur von dem wollen Wir sprechen, was Wir Gewissens halber in Unserm Herzen nicht verschließen können.

Wir müssen sagen, daß der Kirche und den Priestern ihr weltliches Eigenthum nehmen, nach der Lehre der katholischen Kirche, ein offenbarer Irrthum sei, verdammt von den Kirchenräthen, verflucht von den heiligen Vätern und mit dem Namen einer giftigen, einer gottlosen Lehre von erlauchten Schriftstellern gebrandmarkt. Und eine solche Lehre unterstützen heißt der tollen Lehren der Waldenser, Wiklefiten, Hus-

siten und anderer derlei mit den Gesinnungen des Jahrhunderts Angesteckten sich schuldig machen. Wir können hier Ew. Maj. einen Text nicht vorenthalten, worinnen steht, daß diejenigen, welche zu ihrem Vortheil die Hände an die Kirchengüter legen, wie Onanias und Sophonias in die Hölle gehören, und man muß solcher Leute Körper dem Satan übergeben, damit die Seele am jüngsten Tage gerettet werde. Wir wollen blos noch anführen, was Johann, ein Patriarch von Antiochien, im zwölften Jahrhundert geschrieben; ob er schon ein Schismatiker war, so konnte er doch nicht dulden, daß der Arm eines weltlichen Fürsten die Güter der Geistlichen einziehe. Dies sind seine Worte: «Da du ein vergänglicher, sterblicher, kurze Zeit lebender Mensch bist, wagst du es, einem andern Menschen das zu geben, was dein nicht ist, und wenn du sagst, du wollest das geben, was Gott gehört, so wirfst du dich selber zu Gott auf. Welcher mit Menschenverstand begabte Mann wird dies Weisheit nennen und nicht vielmehr eine Uebertretung, äußersten Ungehorsam und schädlichste Ungerechtigkeit? Wie kann einer sich einen Christen heißen, der die Unserm Gott und himmlischen Christus geheiligten Sachen entweihet?»

Wir wissen, daß die Widersprecher, jene üble Ausleger und Misbräucher der göttlichen Schrifttexte dadurch ihre Irrthümer zu befestigen glauben; aber Wir, ohne dieser schändlichen und boshaften Auslegungen zu verwehren, fragen blos Ew. Majestät: wenn die erwähnten Schriftsteller aus eben der Quelle bewiesen, daß es keine weltliche Oberherrschaft gebe, würden Höchst-

dieselben wol glauben, daß solche Schrifttexte klar und überzeugend wären, um daraus folgern zu können, daß man Ihnen Ihr Reich rauben müsse, um Ihre Seele zu retten? — Wir denken, Sie würden das Gegentheil thun, und indem Sie so gesinnt sind, würden Sie mit Uns einerlei Denkungsart hegen. Das Nämliche thun von der andern Seite die verdeckten Feinde der Kirche, die Ketzer, die Schmeichler der Fürsten; sie wenden die Schriftstellen dazu an, der Kirche und ihren Dienern ihr Eigenthum zu nehmen. Sie müssen wissen, daß die Priester der Juden viele Felder und ganze Städte besaßen, daß diese nicht veräußert werden durften, sondern blos dem Priesterthum gehörten: und warum sollte man nicht die Bücher des alten Testaments, namentlich den Levitikus, Numeri, die Bücher der Könige und Paralipomenon, mit den andern im Evangelium und der Apostelgeschichte enthaltenen Ausdrücken, die sich zwar in Manchem entgegengesetzt zu sein scheinen, nach der heiligen Väter Beispiel vereinbaren? Wir machen diese Betrachtungen keineswegs, als ob Wir dächten, daß Ew. Maj. der Kirche und den Geistlichen so nahe treten wollten, was einzelnen Familien nicht widerfährt. Wir leben in der Hoffnung, daß Höchstdieselben es den protestantischen Fürsten, die von Unserer Gemeinde getrennt sind, nicht nachmachen werden, aber damit Ew. Majestät mit Wenigem wisse, wie gotteslästerlich eine solche Güterzueignung sei, darum schreiben Wir Ihnen dieses.

In den mit Ew. Maj. gehabten Gesprächen redeten Wir blos von den zeitlichen Gütern der Individuen und kein Wort von jenen Gründen, die Höchstdieselben so

was zu thun bewegen könnten, aber hätten Sie die Frage von einer unbeschränkten Hinwegnahme der geistlichen Güter und von einer an Weltleute übertragenen Verwaltung derselben aufgeworfen, dann hätten Wir Ihnen viel triftigere Gründe angeführt, die Sie bewogen haben würden, diesen Gedanken ganz fahren zu lassen, woran Uns aber der Mangel an schicklicher Gelegenheitsveranlassung hinderte. Deswegen fanden Wir Uns bemüssigt, an Ew. Maj. Gegenwärtiges zu erlassen; sollte dieses nicht die gewünschte Wirkung hervorbringen, so werden Wir der ganzen katholischen Welt kund thun, daß Ew. Maj. Unsern guten Rath ganz und gar nicht geachtet haben.

Wir bitten Gott aus ganzer Fühlung Unsers Herzens, daß die Regierung Ew. Maj. die glänzendste sei. Möchten doch Dero Versicherungen von Anhänglichkeit an die reine Religion sich auf so eine Art äußern, daß Sie nicht durch entgegengesetzte Handlungen das Gegentheil bewiesen.

Eine andere Person *), die eine bessere und leserlichere Handschrift hat, schrieb statt Unser, um Ew. Majestät minder beschwerlich zu fallen. Wir schließen diese ehrfurchtsvolle Erklärung, umarmen Sie brünstigst und schenken Ew. Majestät anbei Unsern väterlich apostolischen Segen.

Rom, den 3. August 1782.

Pius VI.

Der Kaiser antwortete auf dieses anmaßliche Schreiben des römischen Bischofs Folgendes:

---

*) Der Exjesuit Beck.

31.

Heiligster Vater!

Ich habe die Ehre, mit der abgehenden Post die Zuschrift zu beantworten, die Eure Heiligkeit deswegen an mich erliessen, weil ich nach einem Gerüchte alle Güter der Kirchen und Geistlichen einziehen und letztere auf den Fuss pensionirter Beamten behandeln wolle. Die Berichte jener Personen, welche mir die Ehre des Besuches Eurer Heiligkeit verschaften, haben mir zweifelsohne diesen neuen schriftlichen Beweis Dero Freundschaft und apostolischen Eifers zuwege gebracht. Weil ich mich in keine Weitläufigkeiten einzulassen gedenke, kann ich nichts als dieses sagen, dass das Gerücht, das zu Ihren Ohren gekommen, grundfalsch sey. Ohne die Texte der Schrift

und der heiligen Väter anzuführen, die allzeit auf verschiedene Arten ausgelegt werden können, melde ich Eurer Heiligkeit blos dieses, dass ich eine Stimme höre, die mir laut zuruft, dass es mir als dem Gesetzgeber und Beschützer der Religion so und nicht anders zu handeln gezieme; diese Stimme, vereint mit dem Beistand von oben und meinem geraden Sinn, den ich mir eigen gemacht, kann mich nicht irre führen. Wenn Eure Heiligkeit, wie ich hoffe, von dieser Wahrheit sich ganz überzeugen wollen, dann bitte ich Sie zu glauben, dass ich mit kindlicher Zuneigung und Ehrfurcht bin u. s. w.

Joseph.

32.

An Graf von Kollowrat, Böhm. Oberst- und Oesterr. erst. Kanzler.

Herr Kanzler!

Zum Emporkommen der innländischen Erzeugnisse, und dass ich der Herrschaft des Luxus und der Moden einen Damm setze, sind meine Befehle in Ansehung eines allgemeinen Verbots der ausländischen Waaren bekannt gemacht worden.

Das Oesterreichische Kommerz ist durch den überhandnehmenden Gebrauch ausländischer Produkte nur mehr passiv gewesen, und der Staat, der mehr denn 24 Millionen jährlich hiebey verlor, würde, ohne den Er-

trag unserer vortrefflichen Bergwerke, beynahe schon gänzlich entkräftet gewesen seyn.

Bishero war es beynahe eine besondere Absicht der Oesterreichischen Regierung, die Fabrikanten und Kaufleute der Franzosen, Engländer, und Chineser zu ernähren, und sich aller der Vortheile selbst zu berauben, die ein Staat nothwendig haben würde, wenn er durch eigene Industrie für die National-Bedürfnisse Sorge getragen hätte.

Ich weiss, welche Sensation unter den Kaufleuten der Residenz hierüber entstanden, und habe hierüber mit dem Fürsten von Kaunitz gesprochen, ihnen aber nichts anderes verwilliget, als dass der Termin zur Hinwegschaffung der fremden Artikel weiter hinausgesetzet werde; und mehr verdienen sie nicht, sie sind weiter nichts als die Faktoren der übrigen Europäischen Kaufleute.

Uebrigens wird derselbe an die unterstehenden Zollbehörden die nöthigen Aufträge zu erlassen haben, dass Vorraths-Inventarien

aufgenommen, Niederlags-Depositoria errichtet, und überhaupt solche Vorkehrungen getroffen werden, wobey der Endzweck meiner Befehle nicht verfehlet wird.

Joseph.

Wien, im October 1784.

33.

An einen ungarischen Magnaten.

Mein Herr!

Jede Vorstellung, die man mir macht, es sey um die einzelne Glückseligkeit eines Menschen, oder die Gerechtsame einer ganzen Nation, muss mir durch unwidersprechende Beweise aus der Vernunft dargethan werden, wenn sie mich zur Abänderung einer bereits getroffenen Entschliessung bringen sollte.

Ich sehe aber in den Demonstrationen Ihrer Nation nicht das Geringste hievon. Ueber die Einführung des Werbbezirks und die Hinwegschaffung der Reichskrone habe ich mich bereits gegen einen ihrer Magnaten geäussert; was aber den neuen Steuerfuss für das Königreich, und die deutsche Sprache,

welche ich den Gerichtshöfen verordnete, betrift, werde ich Ihnen ganz kurz meine Sentiments erklären.

Das erstere versichert dem Unterthan sein Eigenthum, bestimmt die Abgabe für die Krone, und jene für den Güterbesitzer auf eine solche Art, wie sie in meinen deutschen Erblanden längstens üblich ist, und überlässt der Willkühr der Edelleute keine eigennützige Erhöhung derselben mehr. Ist diess kein Vortheil für den gemeinen Mann? Der Landmann, welcher die grössten Lasten der allgemeinen Bedürfnisse zu tragen verbunden ist, hat auch ein vorzügliches Recht auf den Schutz seines Königs; und dieses, mein Herr, sieht man in Ihrem Vaterlande mit einem neidigen Auge an.

Die deutsche Sprache ist Universalsprache meines Reichs; warum sollte ich die Gesetze und die öffentlichen Geschäfte in einer einzigen Provinz nach der Nationalsprache derselben traktiren lassen? Ich bin Kaiser des

deutschen Reichs; dem zu Folge sind die übrigen Staaten, die ich besitze, Provinzen, die mit dem ganzen Staat in Vereinigung einen Körper bilden, wovon ich das Haupt bin. Wäre das Königreich Hungarn die wichtigste und erste meiner Besitzungen, so würde ich die Sprache desselben zur Hauptsprache meiner Länder machen; so aber verhält es sich anderst.

Ohnerachtet die Befehle, welche ich hierüber erlassen, meine Gesinnungen einleuchtend genug dargestellt haben, so bin ich doch allzeit bereit auch einzelnen Unterthanen meiner Reiche zu Veranlassungen, und das Positive meiner Grundsätze näher zu erklären. — Herr Graf! Sie erhalten eben einen Beweis hievon.

Joseph.

Wien, im Jänner 1785.

* * *

Die ungarischen Bauern, welche noch heutzutag schlimm genug daran sind, wurden damals geradezu wie Sklaven behandelt. Als Joseph noch als Mitregent seiner Mutter Ungarn und Siebenbürgen bereiste, machte er Erfahrungen, die sein volksfreundliches Herz aufs tiefste erschütterten. In Ungarn übergab ihm ein Bauer folgende Bittschrift: «Barmherzigster Kaiser! Vier Tage muß ich für die Herrschaft das Feld bestellen, den fünften Tag auf die Fischerei, den sechsten als Treiber auf die Jagd gehen; der siebente Tag gehört Gott — urtheile nun, gnädigster Kaiser, ob ich Steuern und Abgaben zahlen kann!» — In Siebenbürgen warfen sich drei Bauern dem Kaiser zu Füßen und baten um Rettung ihres neunzigjährigen Vaters. Der Gutsherr, welcher erfahren hatte, daß der alte Bauer eine Beschwerde bei dem Kaiser einreichen wollte, hatte den Greis bis aufs Blut prügeln, an Händen und Füßen binden und in einen Schweinstall werfen lassen, wo er schon drei Tage lang schmachtete.

Joseph betrachtete Ungarn als einen Theil des deutschen Reiches und zwar mit gutem historischen Recht. Vor dem Einbruch der Magyaren war Ungarn ein deutsches Besitzthum. Sie entrissen es dem Reich, welches sie ein halbes Jahrhundert hindurch raubend und mordend durchstürmten. Als sie endlich durch wiederholte große Niederlagen gedemüthigt und geschwächt waren, bekehrten sie sich zum Christenthum und Stephan der Heilige erhielt vom Kaiser Otto III. die königliche Würde, nahm Ungarn vom deutschen Reich zu Lehen und führte

deutsche Kolonisten und deutsche Gesetze ein. Dieses Verhältniß blieb unter den folgenden Königen, und wenn sich die Ungarn dagegen empörten, so bewiesen sie dadurch eben das Dasein des Verhältnisses. Später waren die Ungarn durch ihre Uneinigkeit und durch den Verrath ihrer Magnaten schuld, daß die Türken bis nach Wien vordrangen, daß Ungarn 140 Jahre lang ein türkisches Paschalik war. Ohne die deutsche Hilfe wäre es dies geblieben und würde jetzt das Schicksal der Donaufürstenthümer theilen. Durch deutsche Kräfte wurde Ungarn aus der türkischen Botmäßigkeit gerettet und deutschen Kräften verdankt es bis zur Stunde Alles, was es an Bildung und Lebensbequemlichkeit besitzt.

34.

An Tobias Philipp Freyherrn von Gebler, Böhm. Oesterreichischen Vice-Kanzler.

Herr Vice-Kanzler!

Die Verfassung des Steuerfusses in meinen Ländern, und die Ungleichheit der Abgaben, die dadurch dem Unterthan auferlegt worden, sind ein so wichtiger Gegenstand, der meiner Aufmerksamkeit nicht entgehen konnte. Ich habe eingesehen, dass die Grundsätze, auf denen er beruht, unsicher und dem Fleiss des Landmanns nachtheilig geworden sind; dass weder eine Gleichheit, noch Billigkeit zwischen den erbländischen Provinzen unter sich, noch zwischen einzelnen Besitzern seye, und dass er für die Zukunft nicht länger mehr bestehen könne.

In dieser Absicht gebe ich Ihnen die erforderlichen Aufträge, einen neuen Steuerfuss in meinen Staaten einzuführen, wobey ohne Erhöhung der gegenwärtigen Abgaben, die zum Bedürfniss der Staatserfordernisse nöthige Beitragleistung geschehe, und dadurch die Betriebsamkeit des Landmanns von aller Last befreyet ist.

Mein Herr! lassen Sie die Anordnungen hierüber, und dass es dem Plane gemäss, den ich mir vorgesetzt habe, ausgeführt wird, den grössten Gegenstand Ihrer Bemühungen seyn, um so mehr, da ich Sie zum Präses der hierüber aufgestellten Hofkommission ernennet habe.

Adieu, Gebler! beschleunigen Sie alles, was mich dem Endzweck für meiner Völker Glück näher bringt, und rechtfertigen Sie durch Ihren Eifer die Achtung, die Sie für Ihren Dienst jederzeit gehabt.

Joseph.

Wien, im März 1785.

* * *

Den Entwurf einer allgemeinen Steuerregulirung leiteten folgende goldene Worte des unvergeßlichen Volkskaisers ein:

«Ein klarer und richtiger Steuerfuß ist gewiß das größte Glück eines Landes. Durch diesen allein erhält man das Mittel, den wahren Bedarf des Staates auf die einfachste und billigste Art zu sammeln und alles Gute im Lande zu schaffen. Der Grund und Boden, den die Natur zu des Menschen Unterhalt angewiesen hat, ist die einzige Quelle, aus welcher alles kommt und wohin alles zurückfließt, und dessen Existenz trotz allen Zeitläuften beständig verbleibet. Aus dieser Ursache ergiebt sich die untrügliche Wahrheit, daß der Grund allein die Bedürfnisse des Staates ertragen und nach der natürlichen Billigkeit kein Unterschied gemacht werden könne. Dieses vorausgesetzt, folgt nun von selbst, daß zwischen Dominikal- und Rustikal-, dann Cameral- und Ecclesiastikal-Gründen eine vollkommene Gleichheit sein und jeder nur nach der Oberfläche, Fruchtbarkeit und Lage in die proportionirte Classifikation gesetzt werden müsse. Wenn Gesetze und Verfassungen diesem entgegenstehen, so können sie doch die Ueberzeugung und die Wahrheit nicht schwächen, daß das Heil des Staates diesen Grundsatz unentbehrlich macht. Ist es nicht Unsinn zu glauben, daß die Obrigkeiten das Land besaßen, bevor noch Unterthanen waren, und daß sie das Ihrige unter gewissen Bedingungen an die letztern abgetreten haben? Mußten sie nicht auf der Stelle vor Hunger davon laufen, wenn niemand den Grund bearbeitete? Ebenso absurd wäre es, wenn sich ein Landesfürst ein-

bildete, das Land gehöre ihm und nicht er dem Lande; Millionen Menschen seien für ihn und nicht er für sie gemacht, um ihnen zu dienen. Gleichwie aber die Bedürfnisse des Staates gedeckt sein müssen, so können solche nicht übertrieben werden, sondern der Landesfürst in einem monarchischen Reiche hat über deren Verwendung nach seiner Ehre, Gewissen und Pflichten dem Allgemeinen Rede und Antwort zu geben.»

35.

An Ludwig Stanislaus Graf von Provence.

Mein Freund!

Für das Missvergnügen, dem sich öfters ein Monarch ausgesetzt sieht, dadurch, dass ihn das Schicksal zum König gemacht, suche ich die Ruhe und die häuslichen Freuden, die uns der Thron geraubt, im Guadro von Lucil, in dem Zirkel meiner Familie.

Meine Brüder sind mir so theuer, meine Schwestern so verehrungswürdig, seitdem ich die Vaterfreuden verloren, sind sie mir der Ersatz für alles geworden, was mir das Schicksal geraubt.

Der Grossherzog von Florenz ist ein Prinz, der patriarchalische Vorzüge besitzt; Vater sei-

nes Hauses, und von seinem Volke zugleich, wird er von jedermann geliebt; Toskana ist unter seiner Regierung das glücklichste Land in Italien.

Erzherzog Ferdinand, General-Gouverneur in Mailand, verbindet mit dem Karakter des deutschen Fürsten die schönen Eigenschaften unsers verstorbenen Vaters, gütig, herablassend gegen das Volk, und wohlwollend für seine Freunde.

Der Kurfürst, mein jüngster Bruder, ist zum Regenten gebohren. Ich habe die zärtlichste Freundschaft für diesen Prinzen, und das Land, welches ihm die Vorsehung zur Führung anvertrauet, wäre zu beklagen, wenn der angemasste Diktator Deutschlands seine Erhebung gehindert hätte.

Diess sind unvollkommene Züge aus dem Gemälde meiner Familie; ich bin zu sehr der Freund von diesen Herren, als dass mein Herz ruhig bey der Schilderung ihrer Karaktere seyn konnte; ich verliere über die Em-

pfindungen die Kennerschaft, und bin zufrieden darüber, dass die Nachwelt das Dokument meiner Freundschaft lese.

Indem ich aus dem Zirkel der Männer komme, eile ich Ihnen einen Umriss von den Prinzessinnen, meinen Schwestern zu machen.

Die älteste, Maria Anna, ganz die Tochter der Kaiserinn; fromm, tugendhaft, und gütig, eine Dame von höherer Menschengattung, geschaffen für die Freuden einer anderen Welt. — Christine, General-Gouvernante in Oesterr. Niederlanden, und die Gemahlinn des Herzogs von Sachsen-Teschen, meine zweyte Schwester, ein vortreffliches Weib. Die Mutterfreuden würden ihr das Loos ihres Lebens verherrlichen. Sie, und die Erzherzoginn Elisabeth sind beide sehr liebenswürdige Damen. — Die Herzoginn von Parma, und die Königinn von beyden Sicilien, sind Amazonen, um mich einer Allegorie zu bedienen. Zwey Damen, die sich des Zutrauens ihrer Nationen würdig gemacht, und die Ta-

lente genug haben, um Männer und Reiche zu regieren.

Antoinette, die Königinn der Franken und die Gemahlinn Ludwigs XVI ist meinem Vaterland ein theures Geschenk. Ihre Reitze fesseln zwey Nationen, die sich drey Jahrhunderte gehasst, bekriegt, und verfolgt haben. Sie wird von dem Volk der Gallier verehret, von ihrem Gemahl geliebt, und bewundert von — Europa.

Sehen Sie, mein Freund, in diesem Bild die Quelle meiner Freuden. Sehen Sie hierin, was mir Entschädigung für die Kränkungen sind, die das Diadem verschafft; und wenn der Neid von der Moral gebilliget würde, so beneiden Sie mich des Glückes wegen, das mir meine Familie verschafft, und welche mir das theureste Geschenk der Vorsehung sind.

Joseph.

Wien, im Februar 1786.

36.

An Karl Graf von Pálfi, Kanzler des Königreichs Hungarn.

Herr Kanzler!

Um eine passende Komitatsverfassung, und wie die Geschäfte in derselben sollen verhandelt werden, zu bestimmen, muss man vor allen wohl erörtern, was eigentlich ein Komitat sey, und worin die Obliegenheiten eines demselben vorgesetzten Vice-Gespans bestehen. Dieses scheinen das Konsilium und die Kanzley nicht ganz unpartheyisch betrachtet und schief gesehen zu haben. — — Ein Komitat ist ein kleiner Theil des Königreichs; ich heisse ihn klein, nicht als wenn er unbedeutend wäre, sondern weil das Königreich in ungefähr 43 dergleichen Theile abgesondert ist. Dieser

Theil bekömmt also seine Richtung lediglich vom ganzen. Es wäre eine monstreuse Verfassung, — und als so eine hat selbe sich bis nun ausgezeichnet — wenn man alle diese Theile wie besondere Provinzen betrachten wollte, und über die von der allgemeinen Gesetzgebung und Verfassung herrührenden Befehle, die diesen Abtheilungen oder Komitaten mitgetheilet worden, von denselben noch Gutachten, Ueberlegungen, Repräsentationen, Prästationen, und Sistirungen bey der Befolgung duldete, und gestattete, da, wo nur Folgsamkeit und Ausübung ihr Loos seyn sollte. Die Ursache von der Fortdauer dieses Unwesens war gedoppelt: nämlich eine von Altersher, und durch innere und äussere Kriege, nach dem Ungefähr entstandene Abtheilung der Komitate, auf deren Beybehaltung man, ohne zu wissen warum? die Güte der Konstitution zu gründen schien; zweytens, weil die Könige selbst durch diese vielfache Abtheilungen, und den Einfluss, so sie durch

verschiedene Mittel, und die sogenannten Aulicos in die Gesinnungen und Entscheidungen derselben privatim zu erlangen wussten, entweder augenblickliche Vortheile, oder einzelne Verwilligungen, oder eine vermehrte Anzahl Stimmen für ihre Vorträge bey Abhaltung des Landtages sich verschaffen wollten, oder aber weil der König bey dieser vielfältigen Trennung und daraus entstehenden Verschiedenheit der Meinungen die Erhaltung seiner Sicherheit, oder Vermehrung seiner Gewalt und seiner Einkünfte zum Absehen hatte.

Jedermann, und besonders die Kanzley wird wohl begreifen, und ich beweise es, dass so elende Mittel nicht die meinigen sind, und dass ich ausser meiner Seelenkraft keiner Sicherheit bedarf; auch nur das allgemeine Besste unausweichlich zum alleinigen Ziel habe.

Joseph.

Wien, im Juli 1786.

37.

An Ebendenselben.

Herr Kanzler!

Das wesentliche in der Justizverwaltung sowohl von Civil- als Kriminalfällen hängt meines Erachtens hauptsächlich von der guten Besetzung der ersten Instanzen ab, welche das Factum zu erheben, und in das klare Licht ganz allein zu bringen haben, weil der alte Spruch ganz richtig ist: quod si dederis mihi factum, dabo tibi legem durch die Einrichtung, so bey dem Septemviral- und bey der königlichen Tafel getroffen worden, ist den Causanten in dem Königreiche, im Appellatorio und Rewisorio hinlänglich vorgesehen; auch kann die Septemviral-Tafel die Ober-

aufsicht über die ganze Administration ganz gut führen.

Es kömmt also nur noch auf die ersten Instanzen an, die Gemächlichkeit der Causanten einerseits, und ihre Sicherheit anderer Seite scheinen verschiedene Massregeln zu fordern, welche sich schier kreutzen. Erstere macht in einem jeden Komitat, in einer jeden königlichen Stadt eine Instanz erwünschlich; aber die Sicherheit fordert ein ausgebildetes Gericht von auserwählten, geschickten, und in der Anzahl hinlänglichen Räthen, so wie z. B. die itzt verbesserten fünf Distriktual-Tafeln sind. Es kann also nur ein solcher Vorschlag statt finden, welcher entweder in einem jeden Komitat, und in einer jeden königlichen Freystadt ein solches beständiges Gericht, Judicium continuum, bestimmte, das alle wirkliche Prozesse und Kriminalsachen, sie mögen nun von grosser oder kleiner Wichtigkeit seyn, erheben und entscheiden müsste, und von welchen sämmt-

lichen Gerichten die Appellation an die königliche Tafel gingen, oder es müssten alle derley Gerichte bey den Komitaten oder den Magistraten in den Städten sowohl in Civil- als Kriminal-Angelegenheiten ganz aufhören, und dafür eben so viele förmliche Distriktual-Tafeln errichtet werden, als itzt königliche Kommissaire sind — also auch um 5 mehr als bisher schon bestehen — bey welchen in erster Instanz über alle Prozesse gesprochen, und bey welchen auch alle Kriminal-Verbrecher versammelt, verhöret und abgeurtheilet werden sollen. Eine jede von diesen Distriktual-Tafeln müsste dann ganz gewiss in zwey Senate abgetheilet werden.

Welche nun von beyden Gerichtsarten vorzüglicher sey, und wie, wenn man die Komitats- und städtischen Gerichte vorziehet, diese ohne unerschwinglichen Kosten, jedoch hinlänglich mit tauglichen Subjekten besetzt, die itzt bestehenden 5 Distriktual-Tafeln aber ganz aufgehoben werden könnten, darüber

erwarte ich eine weitere Ausarbeitung und Berechnung.

Nur ist dabey wohl zu beobachten, dass die sämmtlichen Komitatsbeamten, welche so wie die königlichen Kommissaire lediglich in politischen und Kameral-Angelegenheiten verwendet werden, mit dem Justizfache gar nichts zu thun haben müssen, das Begnadigungsrecht allein ausgenommen, welches dem königlichen Kommissair als Delegirten des Königs eingeraumet worden ist. Auch ist nicht ausser Acht zu lassen, dass alle Urbarial-Beschwerden und Unterthans-Bedrückungssachen, von was immer einer Gattung, nie vor Gericht gezogen, sondern nur von den politischen Behörden allein untersucht und abgethan werden müssen.

Diese meine Gesinnungen würde die Kanzley dem Konsilium und den zehen Kommissairen mittheilen, um darüber, in so weit sie die politische und Kameral-Verwaltung betreffen, ihr Gutachten zu vernehmen, wozu ich

hier den Amtsunterricht für die Kreisämter in den deutschen Provinzen zur Erleichterung der Arbeit beylege.

Joseph.

Wien, im Juli 1786.

38.

An Ebendenselben.

Herr Kanzler!

Ich will hier noch weiter den Zusammenhang erörtern, welcher zwischen dem Vice-Gespan im Komitate, und dem königlichen Kommissair obwaltet.

Die zehen Kommissaire sind von mir als Männer aufgestellt, denen meine Gesinnungen und Grundsätze bekannt sind, und die auf deren Auslegung, Verbreitung und Befolgung sehen sollen; die also ein Mittelding zwischen dem Konsilium und den Komitaten so lange auszumachen haben, bis die Vorurtheile mehr verbannet, die Ueberzeugung des Guten allgemein verbreitet, das Konsilium mit weniger mechanischen Schreibereyen überladen,

und alle Theile der Administration, die Politika, Kameralia, Kontributionalia, und Kommerzialia in eine genauere und einfachere Verbindung werden gebracht worden seyn. Dann wird auch ihre Stelle entbehrlich; doch lässt sich dieses wohl nur bey der folgenden Generation verhoffen.

Aus dieser Absicht folget ganz natürlich, dass diese Kommissaire keine Schreibstuben vorstellen sollen, wo nichts als eingetragen, protokollirt, und revidirt wird. Alle Geschäfte müssen in ihrem ordentlichen Laufe zwischen den Komitaten und Konsilium ununterbrochen fortgeführet werden, als wenn keine königliche Kommissaire im Lande vorhanden wären.

Eben so ist es ganz unrecht, wenn die Komitate direkte an die Kanzley, und von dieser wieder an die Komitate geschrieben wird, ausgenommen in solchen ganz geheimen und sehr dringenden Fällen, wo die Sache wegen Entdeckung oder Verzug Gefahr liefe; welches jedoch nur sehr selten sich ereignen kann.

Dem königlichen Kommissair steht also nur allein frey von seinen untergebenen Vice-Gespanen die Einsicht von jenen Journalien und Konzepten zu verlangen, welche er will, und auf welche er sich verlassen kann. Ihm liegt ob, alle Klagen gegen die Komitatsbeamten anzuhören, dieselben zu beurtheilen, die Klagenden zu belehren, die Angeklagten selbst zu untersuchen oder untersuchen zu lassen, und insonderheit alle Missbräuche abzuschaffen. Er hat keine ordentlichen Berichte zu machen, ausgenommen, wenn er dem Konsilium etwas nutzbares vorzuschlagen, oder eine Abänderung entweder in den erlassenen Befehlen, oder bey dem angestellten Personale zu treffen nöthig findet, welches letztere er auch nur nach geschehener That anzuzeigen hat, da er berechtiget ist, die Vice-Gespäne allein ausgenommen, alles übrige ihm unterstehende Personale anzunehmen, und nach Erkanntniss auch wieder zu entlassen.

Mit der Kanzley hat er nur in oberwehn-

ten Fällen, oder wenn er einen allgemeinen Befehl, den das Konsilium nicht geben kann, zum Besten des Landes, und zur Beförderung des Dienstes geschwind zu erhalten wünschte, direkte zu korrespondiren, oder hat ihr diejenigen Antworten und Auskünfte zu geben, die sowohl der Chef des Konsiliums, oder jener der Hofkanzley von ihm verlangen können. Ich sage wohlbedacht der Chef; denn aus dem Konsilium und von Amtswegen muss die Korrespondenz nur immer durch Dekrete von der Kanzley mit dem Konsilium, und von diesem mit den Komitaten geführet werden; aber der Chef des Konsiliums, und der von der Kanzley müssen beseelt von Eifer zur Beförderung des Guten, zur Beobachtung der dahin abzielenden Befehle, und zur Hintansetzung alles Nachtheils eine Partikular-Korrespondenz mit den Kommissairen führen, in welcher sie mit demselben in einiges Detail darüber einzugehen haben, wie die Befehle begreiflich und vortheilhaft auszulegen sind, und

wie sie von jedermann befolget werden müssen: Sie sollen ihnen diejenigen Klagen, die sie vernehmen, die Verbesserungen von ihren Distrikten, so ihnen einfallen oder beygebracht werden, mittheilen, kurz, mit ihnen brüderlich und freundschaftlich handeln, und das allgemeine Beste mit gleichem Eifer zu erhalten suchen.

Joseph.

Wien, im Juli 1786.

39.

An Ebendenselben.

Herr Kanzler!

Die Vorrechte und Freyheiten einer Adelschaft, oder einer Nation bestehen in allen Ländern und Republiken der Welt nicht darin, dass sie zu den öffentlichen Lasten nichts beytragen, vielmehr ist ihre Belegung wie z. B. in England und Holland stärker als irgendwo; sondern sie bestehen einzig darinnen, sich selbst die für den Staat und das Allgemeine erforderlichen Lasten aufzulegen, und durch ihre Verwilligung mit Erhöhung und Vermehrung der Auflagen vorzugehen. Die Freyheit der Personen ist wohl zu unterscheiden von jener der Besitzungen, in deren Rücksicht die

Eigenthümer nicht den Edelmann, sondern blos den Feldbauer, den Hauer, oder den Viehmäster, und in Städten blos den Bürger und Konsumenten, auf der Strasse und Ueberfuhr blos den Reisenden und den Uebersetzer vorstellen; in welchen Fällen sie zur Erhaltung der allein das System nützbar machenden freyen Konkurrenz nach ihren Besitzungen mit allen andern Bürgern und Einwohnern gleich seyn müssen.

Joseph.

Wien, im Juli 1786.

40.

An Ebendenselben.

Herr Kanzler!

Leichter und gemächlicher ist es freylich, wenn man seine Präsidial-Authorität in allen geltend macht, und nur dem Dikasterial-Schlendrian in den Expeditionen folgt, ohne sich zu bekümmern, oder zurück zu sehen, ob und wie das Gute und Anbefohlene geschieht. — Thun die Kommissaire das nämliche gegen ihre Untergebene, Vice-Gespäne, und diese wieder gegen ihre Stuhlrichter, und so diese wieder gegen ihre Dorfrichter, so bleibt der Staat in der papierenen Verfassung, in der er jetzt schwebt, wo nämlich unendlich viel geschrieben, und sonst nichts gethan wird.

Hiemit erkläre ich sattsam, wenn man mich begreifen will, meine Willensmeynung aller politischer Gegenstände; diese müssen aber nun von allen Judicial-Sachen gänzlich und auf immer getrennt seyn.

Ich könnte für diese den schon anverlangten und oft urgirten Vorschlag der Septemviral-Tafel zwar abwarten: allein da ich vermuthe, dass selbe nicht nach den Grundsätzen verfasst seyn wird, die mir allein ächt und wahr scheinen, so will ich der Kanzley im Voraus gleichfalls meine Gesinnungen über selbe zur weiteren Ueberlegung zu erkennen geben.

Joseph.

Wien, im Juli 1786.

41.

An Ebendenselben.

Herr Kanzler!

— — — — — — — — — —

— — Aus allem diesem folgt demnach, dass alles, was mit Nos Universitas anfängt, und vorwärts und rückwärts dahin führt, und daraus entstehet, bey sämmtlichen Komitaten aufhöre, und ins künftige vermieden werden muss. Im Plural existiren nur Nos Status Regni Hungariae. Diese mit ihrem König in einem Landtag versammelt sagen Statuimus u. s. w. Die Komitate aber sind Singularia, die jenem Plural platterdings Folge zu leisten haben, und nur in dem einzigen Falle, wo Deputirte zum Landtag von demselben aus-

erkohren werden müssen, können hiezu ausserordentliche Versammlungen in den Komitaten statt finden.

Der Vice-Gespan ist nichts anderes, als der vom König dieser Abtheilung, oder Gespanschaft, vorgesetzte Mann, welcher alle Berichte richtig abzugeben, und alle Befehle genau befolgen zu machen hat: man muss ihm also alles erfolgen lassen, was zu diesem seinem blos exequirenden Amte nöthig ist; hingegen auch ihm nichts auftragen, was ihn daran im mindesten aufhalten oder verhindern könnte, und ihm den Schein und die Form einer überliegenden Dikasterialstelle gäbe; weil er dadurch wieder nur mit Formalitäten und Schreibereyen beschäftiget seyn, und die Responsabilität mit Assessoren theilen müsste, wie es der bekannte Handwerksgebrauch der meisten Dikasterien ist. — Zur Ausübung seines Amtes muss er nur solche Untergebene haben, die aus verschiedenen Theilen des Komitats ihm die Vorfälle berich-

ten, den Lokal-Augenschein nehmen, die Befehle kund machen, und auf deren Befolgung Obsicht tragen, den Unterthan gegen jede Bedrückung schützen, dem Militär allen Vorschub leisten, auf die Eintreibung der Kontribution wachen, und allenthalben Sicherheit, Ruhe, und Ordnung erhalten. — Diese untergebenen Kommissarien, Stuhlrichter, — oder wie man sie heissen will, ihre Abtheilungen mögen Distrikte oder Prozesse benennet werden — mögen so oder wie immer betitelt seyn, der Name ist gleichgültig, wenn nur die Wesenheit der Sache bleibt. Ueberdies muss der Vice-Gespan allzeit den ältesten oder geschicktesten Stuhlrichter bey sich im Orte haben, damit dieser im Erkrankungsfalle, während der Reisen des Vice-Gespans, deren er in seinem Komitate jährlich viele vornehmen muss, oder bey dessen sonstiger Abwesenheit ihn vertreten könne. Er muss ferner einen Sekretär und alle nöthige Schreiber überkommen, welche seine Korrespondenz und sein

Journal führen; seine ganze Kanzleyarbeit aber muss in nichts bestehen, als in diesen Journalien, in welchen das Datum aller empfangenen Befehle und einkommenden Beschwerden richtig von Tag zu Tag angemerkt sind. In der zweyten Kolumne ist die Kurrentirung der ersteren, oder die Dekretirung der anderen, dann in Betreff jener, wenn sie durch die gewöhnliche Kurrende wieder zurückgekommen sind, und man also gewiss ist, dass sie allenthalben kund gemacht worden, so wie in Betreff der Beschwerden wieder das Datum der Befolgung vorzumerken, welches durch eine kurze Meldung von dem Stuhlrichter, den das Geschäft betrift, an den Vice-Gespan kommen muss. Von den Auskünften, Berichten und Meldungen, so dieser an das Konsilium erstattet, hat er blos den Aufsatz bey sich zu behalten, der jedoch ebenfalls in dem Journal nach dem Tage, wo selber abgeschickt worden ist, extraktive angemerkt werden muss, damit man

ihn nachsehen könne. Rathshaltung, Assessoren, Protokollführung, alles dieses sind für ihn zeitverderbliche Sachen.

Joseph.

Wien, im Juli 1786.

* * *

Die ungarische Reichsverfassung ist den wesentlichen Grundzügen nach deutsch. Die Komitate sind den Grafschaften Deutschlands nachgebildet, die Septemviri der obersten Gerichtstafel (Septemviraltafel) den sieben Kurfürsten, der Erzprimas von Gran dem von Mainz. Heinrich III. von Deutschland hat im Jahr 1054 die Ungarn auf ihr unterthäniges Bitten mit der baierischen Verfassung beschenkt.

Ungarn sollte mit den andern Provinzen auf gleiche Weise besteuert werden. Der Kaiser schrieb darüber eigenhändig Folgendes:

«Ich würde der mir obliegenden Pflicht, stets für das Wohl des Staates zu sorgen, kein Genüge leisten, wenn ich den allgemeinen, von jedem rechtschaffenen, denkenden Mann für so fehlerhaft, drückend und unbillig erkannten Contributionsfuß in Ungarn aus dem Grunde abzuändern und zu verbessern außer acht ließe, nur weil

es beschwerlich sein könnte. Der jetzige Contributionsfuß ist also gänzlich zu beseitigen und dagegen schreibe ich für den künftig einzuführenden ganz neue Grundsätze vor. Die sogenannten Allodialgründe der Adelschaft können von dieser Ausmessung und Schätzung nicht ausgenommen werden.

Lediglich von der Entscheidung über die gleiche Besteuerung Ungarns mit den übrigen Provinzen wird es abhängen, ob Ungarn im Verhältniß zu den übrigen Erbländern auf gleiche Art mit selben im Handel und Wandel zu begünstigen oder vielmehr im Gegentheil als eine bloße Kolonie zu betrachten sein werde, aus welcher Kolonie man durch die möglichste Erschwerung einer mehreren Verbreitung ihrer Kunsterzeugnisse gegen die übrigen in der Belegung ganz außer Verhältniß mit ihr befindlichen Erbländer und durch Erhaltung sehr geringer Preise der Feilschaften im Lande zur wohlfeilern Verpflegung des dort verlegten Militärs nur so viel Vortheil, als immer möglich ist, herauszuziehen trachten müßte, ohne entgegen auf den Wiedereinfluß einiger Summen, wodurch sie nur den übrigen Provinzen schädlich würde, jemals denken zu können.»

So ehrlich sprach Joseph zu den Ungarn, aber vergebens. Das von ihm geschilderte unglückselige Misverhältniß besteht größtentheils noch heutzutag.

Josephs Plan, Ungarn gänzlich für europäische Bildung heranzuziehen, scheiterte an dem Widerstand der hochmüthigen ungarischen Magnaten, welcher Widerstand durch die allerdings übelberathene Vernachlässigung der Verfassungsform von Seite des Kaisers den Schein des

Rechtes erhielt. Auf dem Sterbebette widerrief der edle Kaiser den größten Theil seiner wohlthätigen Neuerungen. Er sprach damals zu den Ungarn die schmerzlichen Worte:

«Wir haben in Gnaden beschlossen, die öffentliche Verwaltung des Königreichs und die Rechtspflege von dem ersten Tage des künftigen Monats Mai (1790) an wieder ganz auf den Fuß zu setzen, auf dem sie waren, als Wir im Jahr 1780 nach dem Hinscheiden Ihrer geheiligten Majestät der verwitweten Kaiserin und apostolischen Königin, Unsrer geliebtesten Frau Mutter, das Staatsruder übernommen haben. Wir hatten seit Unserm Regierungsantritt in der öffentlichen Verwaltung Eines und das Andere aus Eifer für das allgemeine Beste und blos in der Hoffnung abgeändert, daß ihr, durch die Erfahrung belehrt, daran ein Wohlbehagen finden werdet. Jetzt haben Wir Uns überzeugt, daß ihr der alten Verwaltungsart den Vorzug gebet und in ihr allein eure Glückseligkeit suchet und findet; Wir wollen also nicht anstehen, eure Wünsche zu erfüllen. — Dabei ist es aber Unser Wille, daß Unser Toleranzedikt, dann die Anordnungen über die Einrichtungen der Pfarren, so wie die wegen der Unterthanen, sowol ihre Behandlung als ihr Verhältniß zu den Grundherren betreffend, in ihrer Kraft verbleiben.»

Die Ungarn brachen über den Widerruf des sterbenden Kaisers in tollen Jubel aus, und als die Nachricht von dem Tode Josephs einlief, war die hochherzige Nation barbarisch genug, ihren Jubel nicht nur nicht schweigen zu lassen, sondern ihn zu steigern.

Wegen des Verfahrens gegen Polen und Ungarn wird Kaiser Joseph am bittersten getadelt.

Die Theilung Polens will ich weder rechtfertigen noch auch nur entschuldigen, obwol ich keineswegs zu denjenigen gehöre, welche die stockaristokratischen Polen als Freiheits-Helden und Märtirer bewundern und besingen.

Wegen des Verfahrens gegen Ungarn zeiht man Joseph herzloser Undankbarkeit. Man erinnert an die Erhebung der Ungarn für Maria Theresia, so wie man in Betreff Polens an die Rettung Wiens erinnert.

Beide Ereignisse werden nicht nur von polnischen und ungarischen, sondern leider auch von deutschen Schriftstellern fortwährend zum Nachtheil Oesterreichs und Deutschlands geschichtswidrig übertrieben wichtig gemacht.

Die Polen haben Wien nicht gerettet, sondern nur retten *geholfen*, und sie thaten es keineswegs aus purer Großmuth, sondern sie stritten vor Wien zugleich auch für ihr Polen.

Die Ungarn thaten für Maria Theresia erstlich nur das, was jeder ritterliche Mann für eine flehende Frau thut. Sie erhoben sich ferner für das selbst gewählte Regentenhaus, für ihren legitimen König, für sich selbst; denn Baiern machte ja auch auf Ungarn Ansprüche.

Josephs Verfahren mit Ungarn war der Form nach rechtswidrig, es war unpolitisch; aber undankbar war es nicht. Eben um den Ungarn seine Dankbarkeit zu beweisen, wollte sie Joseph aus ihren barbarischen Zuständen zu europäischer Gesittung erheben. Zu dem Ende

wollte Joseph die Ungarn deutsch machen, weil er der ungarischen Nationalität keine selbeigene Kulturkraft zutraute. Und die Ungarn haben dieses Urtheil Josephs bis zum heutigen Tage noch immer nicht widerlegt, so wenig wie die Wahrheit, daß Ungarn mit seiner jetzigen Verfassung den gebildeten Ländern unmöglich gleichkommen kann.

Diese Verfassung muß von Grund aus verändert werden; aber dies soll nur auf konstitutionellem Wege geschehen. Diesen wird Oesterreich bald und entschieden betreten müssen, sonst wird es Ungarn verlieren, und dieser Verlust wäre für beide Theile und für ganz Europa ein großes Unglück.

42.

An Fürst von Kaunitz.

Mon Prince!

Bis den 6ten blieb ich in Lemberg, nachdem ich vorher einen Kourier aus Kiow erhalten, und reiste sodann über Brodi nach Cherson, wo ich den 14ten eintraf. — Auf der Reise dahin hatte ich noch eine Entrevue zu Korsun mit dem König von Pohlen, mit dem ich mich einige Zeit unterhielt. Ich verliess ihn mit allen Merkmalen der Freundschaft, und betheuerte, dass ich die Reichskonstitution als Garant der Traktaten von 1775 aufrecht erhalten wolle.

In Cherson wurde ich im Namen der Kaiserinn von dem Sohn des berühmten Ro-

manzow, und dem Grafen Schuwalaw empfangen; traf auch meinen Internuntius zu Konstantinopel, den Baron von Herbert, bereits in dem Hause meines Konsuls an.

Der Kaiserinn reiste ich bis Koidac entgegen, und fuhr in ihrer und der Gräfinn Braniky Gesellschaft zurück nach Cherson. Auch war mein Ambassadeur zu Petersburg, der Graf v. Kobenzel, mit dabey.

Das Gefolg der Monarchinn Russlands war sehr glänzend, und es befanden sich ausser dem Fürsten von Potemkin, Ligne, und dem Prinzen von Nassau, noch die Ambassadeurs vom Französischen, Englischen, und Neapolitanischen Hofe dabey. Die Grafen von Kobenzel, der Baron von Herbert, und der Gesandte der Kaiserinn zu Konstantinopel, Herr von Bulgakow, waren ebenfalls von der Suite.

Ich bin Willens die Krimm zu durchreisen; wenn ich das Merkwürdigste davon gesehen, so sollen Sie meine Bemerkungen hierüber

bekommen. Uebrigens empfehle ich Ihnen das Wohl meiner Staaten, das ich Ihrer weisen Führung anvertrauet, und bin mit unveränderlichen Gesinnungen von Achtung und Wohlwollen

Ihr

Joseph.

Cherson, im May 1787.

43.

An Ebendenselben.

Mon Prince!

Wie ich mit der Kaiserinn von Cherson abreiste, mussten wir über Bereslaw, und von da setzten wir in einer Schalupe nach der Insel Taman über. Von Taman reiste ich und die Monarchinn Russlands weiter durch Taurien, giengen über Perecop, und hier besahe ich die berühmten Linien, die der Fürst von Dolgurukow 1771 im Sturm eroberte.

Zwey Tage hierauf sah ich Batschkiserai, die ehemalige Residenz des Chans, dann Inkerman, und endlich den Seehafen Sebastopol,

der durch die in der Rhede liegende Flotte einen herrlichen Anblick verschaffte.

Hierauf wurde noch der Ueberrest des Landes: Karasu, Basary, Theodosia, Kamenoj, Most u. s. w. besucht. Den 13ten beurlaubte ich mich von der Kaiserin, und gieng von Cherson nach Lemberg, und von da hoffe ich Wien und Sie bald wieder zu sehen.

Taurien, das der Zankapfel eines blutigen Krieges zwischen Russland und der Pforte noch werden kann, hat eben nichts besonderes; ein fruchtbar, unbevölkertes Land, das schlechte Städte und geringe Orte besitzt, und das noch Spuren von dem Daseyn der Tartaren hat.

Die Vortheile, welche Russland aus der Acquisition dieser Provinz hat, sind allem diesen ohnerachtet sehr wichtig für dieses Reich. Es kann die Osmanen nach Zerstörung ihrer Armade aufs Aeusserste bringen; es kann Stambol zittern machen; und damit erhält es den Weg nach Paros, und dem Hel-

lespont, dem ich aber auf der Seite Romeliens nothwendig zuvorkommen muss.

Adieu Kaunitz!

Ihr

Joseph.

Im Juni 1787.

*　*　*

Diese beiden Briefe müssen auf den Verehrer des Kaisers und auf den österreichischen Patrioten den traurigsten Eindruck machen. Sie bezeichnen den Anfang der unrühmlichen und unglückseligen Verbündung Oesterreichs mit Rußland, welche Verbündung eben jetzt zum Schimpf und Schaden Oesterreichs neu befestigt werden soll.

Ungeachtet der unglücklichen Freundschaft mit Rußland aber erkannte Joseph die Gefährdung Oesterreichs durch das Vorrücken Rußlands ans schwarze Meer; erkannte, daß Oesterreich der russischen Eroberungssucht von Rumelien aus nothwendig zuvorkommen müsse. Joseph wollte dies in dem darauf folgenden Krieg bewerkstelligen, aber sein Unstern vereitelte es. Seit dem Tode Josephs aber hat Oesterreich nicht nur alle Errungenschaften in jenen Gegenden verloren, sondern freundschaftlich zugesehen, wie Rußland an unsrer Grenze herauf bis ans adriatische Meer vorgedrungen!

Maria Theresia hatte an Katharina II. geschrieben, daß sie zwar immer Ihrer russischen Majestät getreue Schwester, aber freiwillig niemals Nachbarin sein wolle. Joseph erklärte bei der Zusammenkunft mit Friedrich zu Neisse, daß weder seine Mutter noch er jemals zugeben würden, daß die Russen im Besitz der Moldau und Wallachei blieben! — Und jetzt — ?!

44.

An eine Dame.

Madame!

Ich sehe die Verbindlichkeiten eines Monarchen gar nicht ein, dass er einem seiner Unterthanen darum eine Stelle verleihen solle, weil er ein Edelmann von Geburt ist. Haben Sie in Ihrem Gesuch wichtigere Beweggründe, als die, wovon ich gegen Sie erwähnte? Sagen Sie nicht, Ihr verstorbener Gemahl wäre ein verdienter General, und ein Kavalier von einem angesehenen Hause gewesen? und Sie versprechen sich von meiner Gnade für Ihre Familie eine Kompagnie unter meinen Fussvölkern für Ihren zweyten Sohn, der so eben von seinen Reisen gekommen?

Madame! Man kann der Sohn eines Generals seyn, ohne die geringste Anlage zum Offizier zu haben. Ein Kavalier von guter Familie seyn, ohne andere Verdienste zu haben, als die, dass man durch ein Spiel des Zufalls ein Edelmann geworden seye?

Ich kenne Ihren Sohn, und ich kenne, was zum Soldaten gehört. In dem Gesichtspunkt von der Kenntniss dieser beyden Gegenstände finde ich, dass Ihr Sohn keinen Karakter zum Kriegsmann habe, und dass er zu sehr mit seiner Geburt beschäftigt ist, um sich solche Dienste von ihm zu versprechen, auf die sein Vaterland einstens Staat machen könnte.

Weswegen ich Sie bedaure, Madame! das ist, dass Ihr Sohn weder zum Offizier, noch zum Staatsmann, noch zum Priester tauge. Kurz gesagt, dass er nichts als ein Edelmann und das von ganzer Seele ist.

Danken Sie es Ihrem günstigen Schicksal, dass, indem es Ihrem Sohn alle Talente ver-

sagt, ihn zugleich in den Besitz ansehnlicher Güter versetzet habe, die ihn dafür hinlänglich entschädigen, und die ihm zugleich meine ganze Gnade entbehrlich machen.

Ich hoffe, dass Sie unpartheyisch genug sind die Ursachen einzusehen, die mich zu einer Entschliessung genöthiget haben, die Ihnen vielleicht unangenehm seyn wird, die ich aber für nothwendig angesehen habe. Adieu Madame!

Ihr

wohlaffektionirter

Joseph.

Lachsenburg, den 4. August 1787.

45.

An Ferdinand Graf von Trautmannsdorf, Minister in Niederlanden.

Liebster Graf!

In der That, es kann der Bemerkung eines Philosophen nicht entgehen, dass seit einiger Zeit ein Geist der Widersetzlichkeit sich über Europa verbreite, der um so mehr Epoche seyn muss, da wir in einem Jahrhundert sind, wo gute Könige regieren.

Man war beym Emporkommen der Philosophie in einem täuschenden Zustande, hatte sich von der Aufklärung Ordnung im bürgerlichen Leben, und mehrere Folgsamkeit für die

Gesetze versprochen, da sie die nothwendige Wirkung des Nachdenkens eines gutgesinnten Unterthans seyn müsste.

Es würde vielleicht zum Labyrinth des menschlichen Geistes seyn, wenn man die Ursachen, die so viele unruhige Bewegungen hervorgebracht, hievon aufspüren wollte. Bey allem dem ist es merkwürdig, dass Frankreich durch Unterstützung von Amerika dem Freiheitssinn Stoff zum Denken gegeben hat.

Holland war der erste Staat in Europa, der sich durch die aristokratische Herrschsucht einiger Bewind-Häbers zum veruneinigten Land gemacht, bis endlich Preussen Friede im Erbtheil Oraniens gebot.

In der Region dieser Gegenden empörten sich die Niederländer; meine eigene Unterthanen widersetzten sich den Verfügungen, die ich zum Bessten dieser Provinzen getroffen habe, und an der Spitze des Jeanhagels stunden die Edlen der Nation! Selbst Frankreich succedirte in diesen Verwirrungen dadurch, dass

es die Notablen zusammenberief; das Volk wähnte sich unter Heinrich IV. zu seyn, hoffte von den oratorischen Talenten ihrer Repräsentanten so vieles. Die Menschen verlangen mit Ungestümm eine Freyheit, die ihnen nachtheilig würde, da die wenigsten hievon Kenner des Gebrauchs desselben sind.

Möchten alle die zur Erziehung und zum Volkstone mit beytragen können, dem Unterthan darstellend machen, dass die meisten Revolutionen eine Wirkung des Ehrgeitzes einiger Wenigen seyen, dass diese das Volk zu Ausführung ihrer Absichten gebrauchen, und dass der glückliche Ausgang einer Empörung mit Strömen Bürgerbluts erkauft werden müsse. Beinahe wären die Jahrhunderte Albas und der Dragonaden von den Valois wieder aufgelebt, hätte nicht ein Genius von höherer Macht den Oelzweig über Europa ausgebreitet, und dem Toben der Unzufriedenen Einhalt gethan.

Die Begebenheiten in Oesterr. Niederlanden haben mir verdrüssliche Augenblicke gemacht; und dieses Volk wird sich die Zuneigung nicht wieder erwerben, die ich einstens für es empfand.

Joseph.

Wien, im September 1787.

46.

An einen seiner Freunde.

Mein Freund!

Wenn es einstens Neronen, und einen Dionys gab, der über die Schranken seiner Macht hinaus gieng, wenn Tyrannen gewesen, die einen Missbrauch von der Gewalt gemacht, die ihnen das Schicksal in die Hände gab, ist es darum billig, dass man unter dem Vorwand von Besorgnissen die Rechte einer Nation für die Zukunft zu bewahren, einem Fürsten alle mögliche Hindernisse in seinen Regierungsanstalten in Weg gelegt, die nichts anders als das Wohl und das Besste seiner Unterthanen zum Endzweck haben?

Ich habe seit dem Antritt meiner Regierung mir jederzeit angelegen seyn lassen, die Vorurtheile gegen meinen Stand zu besiegen; mir Mühe gegeben, das Zutrauen meiner Völker zu gewinnen; und seit ich den Thron bestiegen, habe ich mehrmalen Beweise davon abgelegt, dass das Wohl meiner Unterthanen meine Leidenschaft sey; dass ich zur Befriedigung derselben keine Arbeit, keine Mühe, und selbst keine Qualen scheue, und dass ich genau die Mittel überlege, die mich den Absichten näher bringen, die ich mir vorgesetzt habe; und dem ohngeachtet finde ich in den Reformen allenthalben Widersetzlichkeiten von solchen, von welchen ich es am wenigsten vermuthen konnte.

Als Monarch verdiene ich das Misstrauen meiner Unterthanen nicht; als Regent eines grossen Reichs muss ich den ganzen Umfang meines Staats vor Augen haben, den ich mit einem Blick umfasse, und kann auf die separaten Stimmen einzelner Provinzen, die nur

ihren engen Kreis betrachten, nicht allzeit Rücksicht nehmen.

Das Privat-Besste ist eine Chimäre, und indem ich es auf einer Seite verliere, um meinem Vaterland damit ein Opfer zu bringen, kann ich auf der andern Seite an dem allgemeinen Wohl Antheil nehmen! — Aber wie Viele denken daran!

Wenn ich unbekannt mit den Pflichten meines Standes, wenn ich nicht moralisch davon überzeugt wäre, dass ich von der Vorsehung dazu bestimmt seye, mein Diadem mit all der Last der Verbindlichkeiten zu tragen, die mir damit auferleget worden, so müsste Missvergnügen, Unzufriedenheit mit dem Loos meiner Täge, und der Wunsch: Nicht zu seyn, diejenige meiner Empfindungen seyn, die sich unwillkürlich meinem Geist darstellte. Ich kenne aber mein Herz; ich bin von der Redlichkeit meiner Absichten in meinem Innersten überzeugt, und hoffe, dass, wenn ich einstens nicht mehr bin, die Nachwelt billiger, gerechter, und

unpartheyischer dasjenige untersuchen, und prüfen, auch beurtheilen wird, was ich für mein Volk gethan.

Joseph.

Wien, im October 1787.

47.

An eine Dame.

Madame!

Sie kennen meinen Karakter; Sie wissen, dass ich die Gesellschaft der Damen nur zur Erhohlung meiner Geschäfte erwähle, und dass ich dem schönen Geschlecht niemalen meine Grundsätze aufgeopfert habe, ihre Empfehlungen selten, und damalen nur höre, wenn ein würdiger Mann der Gegenstand derselben ist, der mir ohnediess nicht lange unbekannt bleibt.

Zwey von Ihren Söhnen sind bereits etablirt; der ältere, der noch nicht 20 Jahre alt, ist Rittmeister bey meinem Heere, und der jüngere erhielt durch den Kurfürsten, meinen Bruder, ein Kanonikat in Kölln. Was wollen Sie

etwa noch? — Soll der erste nicht schon ein General seyn, und der zweyte ein Bissthum haben?

In Frankreich war dieses freylich einmal Mode; selbst die königlichen Prinzen kommandirten im 18ten Jahr schon die Armeen in Spanien. Sie wurden aber auch vom General Stahrenberg so oft zur Retirade genöthiget, dass diese Herren, so lang sie lebten, kein anderes Manoeuvre mehr fassen konnten.

Man muss aufrichtig am Hofe, streng im Felde, ein Stoiker ohne Härte, und grossmüthig ohne Schwäche seyn, und sich durch gerechte Handlungen die Achtung seiner Feinde erwerben; — und das sind meine Gesinnungen Madame!

Joseph.

Wien, im December 1787.

48.

An van Swieten.

Mein Herr!

Bis nun war die evangelische Religion in meinen Staaten niedergedrückt, die Bekenner derselben wie Fremde behandelt, bürgerliche Rechte, der Besitzstand von Gütern, Würden und Ehrenstellen, alles war ihnen geraubt.

Schon beym Anfang meiner Regierung war ich entschlossen, das Diadem mit der Liebe meines Volks zu zieren, Grundsätze in dem Verwaltungssystem zu äussern, die ohne Unterschied grossmüthig und gerecht wären; dem zu Folge erliess ich die Duldungsgesetze, und nahm das Joch hinweg, welches die Protestanten Jahrhunderte gebeugt.

Der Fanatismus soll künftig in meinen Staaten nur durch die Verachtung bekannt seyn, die ich dafür habe; Niemand werde mehr seines Glaubens wegen Drangsalen ausgesetzt, kein Mensch müsse künftig genöthigt seyn, das Evangelium des Staats anzunehmen, wenn es wider seine Ueberzeugung wäre, und wenn er andere Begriffe von der Glückseligkeit habe.

Die Scenen der abscheulichen Intoleranz müssen ganz aus meinem Reich verbannet werden. Glücklich, dass es noch keine falsche Opfer wie Calas und Sirven gegeben hat, und dass dieser Schandfleck keine vorhergegangene Regierung betraf.

Wenn in vorigen Zeiten der Wille des Monarchen Anlass zu Ungerechtigkeiten war, wenn die Schranken ausübender Gewalt überschritten worden, und der Privat-Hass seine Rolle gespielt, so kann ich nichts mehr thun, als dass ich die Könige bedaure, die weiter nichts als Könige gewesen.

Die Toleranz ist eine Wirkung jener wohl-

thätigen Aufklärung, die nun Europa erleuchtet, die die Philosophie zum Grund, und grosse Männer zu Stifter gehabt hat. Sie ist ein redender Beweis von den Fortschritten des menschlichen Geistes, der durch die Macht des Aberglaubens sich kühn einen Weg gebahnt, welchen Jahrtausende vorher die Zoroaster und Confuze gewandelt, und der zum Glück der Menschheit zur Heerstrasse der Monarchen geworden. Adieu!

Joseph.

Wien, im December 1787.

49.

An Friedrich Wilhelm II, König von Preußen und Kurfürst von Brandenburg.

Mein Herr Bruder!

In der That, es ist die unangenehmste Aeusserung, die ich zu machen genöthiget bin, dass ich Euer Majestät angebotene Vermittlung in Ansehung der mit der Pforte entstandenen Irrungen auf das freundschaftlichste verbitten muss.

Ich habe den Degen gezogen, und er wird nicht wieder in die Scheide kommen, bis ich Genugthuung, bis ich das wieder habe, was man meinem Hause entzogen.

Euer Majestät sind Monarch; als solchem sind Ihnen die Rechte der Könige nicht

unbekannt. Und ist die Unternehmung gegen die Osmanen etwas anderes, als ein wieder gesuchtes Recht auf einige meinem Hause entrissene Provinzen, deren Besitz Zeit, Schicksal und Verhängniss meiner Krone geraubt?

Die Türken, und vielleicht nicht sie allein, haben es zur Maxime, das, was sie in widrigen Zeiten verloren, bey der ersten für sie günstigen Gelegenheit wieder zu suchen; das heisst, man lässt dem Schicksal seinen Lauf, und unterwirft sich den Fügungen der Vorsehung.

Das Haus Hohenzollern ist auf eben die Art zum Gipfel ihrer Grösse gelangt. Albrecht von Brandenburg entriss seinem Orden das Herzogthum Preussen, und seine Nachfolger behaupteten sogar in dem Frieden zu Oliva die Souveränität über dieses Land. Euer Majestät verstorbener Onkel entzog meiner Mutter Schlesien, zu einer Zeit, wo sie von Feinden umringt keinen andern Schutz als die Grösse ihrer Seele, und die Treue ihres Volks gehabt.

Was haben die Höfe, die dermalen von dem Gleichgewicht in Europa so viel Posaunens machen, was haben diese dem Hause Oesterreich zum Aequivalent ihrer nur in diesem Jahrhundert verlornen Besitzungen gethan?

Meine Vorfahrer mussten im Utrechter Frieden Spanien, in dem zu Wien die Königreiche Neapel und Sicilien, etwelche Jahre hierauf Belgrad und die Fürstenthümer in Schlesien, in jenem zu Achen Parma, Piazenza, Guastala, und vorher noch Tortona, und einen Theil der Oesterreichischen Lombardie an ihre Nachbaren überlassen.

Hat Oesterreich dafür eine andere Acquisition von Wichtigkeit binnen diesem Jahrhundert des Verlusts gemacht? Einen Theil vom Königreich Pohlen, und hievon hat Preussen einen besseren Antheil als ich. — Ich hoffe, dass Euer Majestät die Ursachen meines Entschlusses die Pforte zu bekriegen sehr einleuchtend finden, dass Sie die Gerechtigkeit meiner Ansprüche nicht verkennen werden, und dass

Sie nicht minder mein Freund sind, wenn ich auch die Orientalen etwas travestire.

Euer Majestät können sich von mir versichert halten, dass ich bei ähnlichen Gelegenheiten die nämlichen Grundsätze in Ansehung der Erwerbungswege seiner verlornen Besitzungen von Ihnen auch gegen mich anwenden lasse, und dass itzt alle Vermittlungsgeschäfte einige Jahre Ruhe haben.

Ich empfehle mich in die Fortdauer Ihrer Freundschaft, und bin mit vieler Hochachtung

Euer Majestät

Freund und guter Bruder

Joseph.

Wien, im Jänner 1788.

* * *

Die Donaufürstenthümer gehörten zu verschiedenen Zeiten länger oder kürzer zu Ungarn, und noch immer schwört der König von Ungarn, diese dem Reich entrissenen Provinzen zurückzuerobern.

Es ist merkwürdig und sollte für die jetzigen Lenker der österreichischen Monarchie lehrreich sein, mit welcher Klarheit schon Joseph erkannte, daß Österreich an der untern Donau Ersatz für seine Verluste im Westen und zugleich Gelegenheit bekommen soll, dort gut zu machen, was es hier verschuldet.

Droysen (Geschichte des Hellenismus) sagt über die orientalische Frage: „Weder die russische Absorptionsmanier, die mit Polen und den Ostseeländern in gleich summarischer Weise verfährt wie mit Samojeden und Kirgisen, noch die „jobs and monopolies" Englands, noch gar die französische Leichtfertigkeit und Depravation wird im Stande sein, die größte Aufgabe der nächsten Zeit zu lösen. So wenig wie dem feudalen Adel des zwölften Jahrhunderts der erste kühne Versuch gelang, oder die Väter Jesuiten des sechzehnten Erfolg gewannen, ebenso wenig wird es der Uniform oder den Comptoirs glücken. Aber die Aufgabe liegt klar, die Entwickelung Europas drängt zu ihr hin und das diplomatische Gespenst von der hohen Pforte und ihrer Integrität wird doch nicht ewig den Weg zum Osten sperren."

Diese klare Aufgabe hat die Vorsehung zunächst und vorzüglich dem deutschen Volk zugewiesen, und Österreich soll ihm die Pforten öffnen und die Wege bahnen.

50.

An Franz Karl Freyherrn von Kreßel, Präsident der Geistl. und Stiftungs-Hofkommission.

Herr Präsident!

Die unermüdete Sorgfalt, welche ich seit meiner Thronbesteigung vorzüglich auf Verbreitung des Unterrichts in den ächten Grundsätzen der Glaubenslehren, auf die Herstellung der Reinigkeit und erhabenen Würde der Religion, und auf die Verbesserung der Sitten gehabt, sind Beweise von dem Eifer, den ich für das Besste der Religion empfand. Von ähnlichen Absichten beseelt, habe ich in dem Verlauf weniger Jahre verschiedene Bissthümer und Domkapitel neu gestiftet, andere gehörig dotiret, in allen Provinzen meiner Reiche

die Anzahl der Pfarren und Lokal-Kaplaneyen nach den Bedürfnissen beträchtlich vermehret, vielfältige Kirchen, Pfarrhäuser und Schulen theils ganz neu erbauet, theils in besseren Stand gesetzt, in jedem Land zur Bildung guter Seelenhirten General-Seminarien und Priesterhäuser errichtet, und endlich um das Betteln der Mönchsorden, welches für die Religion eine Abwürdigung, für die Ordensleute selbst eine erniedrigende Beschäftigung, und für den Landmann eine nicht geringe Bedrükkung war, nach und nach abzustellen, denselben schon in mehreren Ländern zureichende Einkünfte anweisen lassen.

Zu Erreichung so wichtiger und heilsamer Endzwecke betrachte ich es als ein Hülfsmittel, einige der Religion und dem Staat entbehrliche, zum Theil wohl auch lästige Klöster aufzuheben, und einige Pfründen einzuziehen, um deren Einkünften ihrer eigentlichen Bestimmung gemässer zur Bedeckung des vermehrten nützlicheren Aufwandes zu verwenden.

Da aber aus dem neuerrichteten Religionsfond zugleich eine grosse Anzahl der in die Welt getretenen geistlichen Personen beyderley Geschlechts und ihrer Diener erhalten werden müssen, meine Vorsorge aber nicht gestattet, dass einzelne Personen bey den zum Bessten des Staats und der Religion getroffenen Verfügungen auf irgend eine Art gekränkt werden sollen, der Ertrag des Religionsfonds hingegen noch zur Zeit, und bis die beträchtlichen Zahlungen von dieser Seite sich nach und nach vermindern werden, zu so vielfältigen Auslagen nicht zureichet, der öffentliche Schatz auch bey nunmehrigen Kriegsumständen denenselben keinen weiteren Vorschuss leisten kann; so glaube ich mir von den guten und ehrfurchtvollen Gesinnungen des sämmtlichen Klerus meiner deutschen Erbländer versprechen zu können, derselbe werde zur Ehre Gottes, zur Verbreitung der Religion und guter Sitten, und zum Bessten der Kirche und ihrer Diener selbst, die ohnmittelbar damit verbundenen

Absichten unterstützen, und zur Aufrechthaltung und dauerhaften Gründung des Religionsfonds auf einige Zeit einen geringen Theil ihrer Einkünfte dazu beytragen.

In dieser Erwartung schreibe ich für das gegenwärtige Militärjahr 1788 auf die gesammte Geistlichkeit der deutschen Erblanden einen dem gegenwärtigen Bedürfniss des Religionsfonds angemessenen Beytrag folgendermassen aus, dass

1) Die Besitzer einer geistlichen Pfründe, welche nach der zum Maasstab genommenen Bekenntniss vom Jahre 1782 nur 600 fl. oder weniger Einkünften haben, von der Beysteuer frey seyn,

2) Nur die übrigen ein höheres Einkommen geniessenden geistlichen Personen des weltlichen sowohl als regulirten Klerus nach Maasgebung ihrer fatirten Einkünften, ohne davon etwas anderes als die Passivschulden der Stifter und Klöster in Abschlag zu bringen, ihren verhältnissmässigen Beytrag entrichten sollen.

3) Nach den aus den eigenen Bekenntnissen erhobenen, und jenen berechneten Einkünften des gesammten Klerus fällt zu Aufbringung der heuer erforderlichen Summe der Quotient mit 7 fl. 30 kr. vom Hundert, oder 4/12 kr. vom Gulden aus, und ist in dem angehängten Auszuge jedem Beytragenden sein Antheil besonders auszuweisen.

4) Bey Stiftern und Klöstern wird die Bezahlung nicht von einzelnen Personen, sondern von den Einkünften der ganzen Gemeinde erhoben; den Kapiteln aber die beliebige Abtheilung unter sich frey gelassen.

Und diese nach dem mir vorgelegten Plane approbirte Beytragssteuer werden dieselben durch die hiezu bestimmten Behörden für den Religionsfond eingehen zu machen den erforderlichen Bedacht nehmen.

Joseph.

Wien, den 28. Februar 1788.

51.

An Feldmarschall Lascy.

Herr Feldmarschall!

Der Krieg mit der Pforte, den ich der Traktaten wegen mit Russland unternommen, wird Tausenden meiner Heere angenehm seyn.

Ich bin versichert, dass Sie eine innerliche Freude empfinden darüber, dass ich an Sie den freundschaftlichen Auftrag ergehen lasse, in meiner Gesellschaft die Kampagne mitzumachen. Zu gleicher Zeit übertrage ich Ihnen die Oberaufsicht über meine Heere, über alles das, was zum Feldzug gehört, nachdem wir

mit den Russen, die Ottomanen zu bekriegen, ausmarschiret sind.

Sie haben sich durch Ihren Patriotismus rühmlich ausgezeichnet; Sie, Laudon und Hadik sind Generales, deren Dienste ich so ansehen muss, als wenn sie sich freiwillig meinem Hause gewidmet hätten; — denn Jahre, Ruhm und vollkommen erfüllte Pflichten würden mir alle Ansprüche auf die Fortsetzung derselben rauben.

Ich bin überzeugt, dass Sie nicht gleichgültig für meine Zufriedenheit sind, und dass Sie bereit wären, Oesterreich Ihre Jahre, Ihre Kenntnisse und Ihr Leben bey jedem vorkommenden Fall aufs neue zum Opfer zu bringen; und diess sind die Ursachen, welche mich bewogen, Sie zum kommandirenden General zu ernennen.

Nie werde ich unerkenntlich für Ihre Dienste seyn, bey keiner Gelegenheit könnte es mir entfallen, dass Sie alles verlassen, was irgend die Tage eines grossen Mannes glücklich ma-

chen könne, um sich an die Spitze der tapferen Deutschen zu stellen, um der Anführer meiner Legionen, und mein Freund zu seyn.

Ihr

Joseph.

Wien, im Februar 1788.

52.

An Fürst von Kaunitz.

Mon Kaunitz!

Es ist mir Leid, dass ich genöthiget bin Ihnen zu sagen, dass die Ottomanische Pforte der Kaiserinn von Russland, meiner Bundesverwandtinn, den Krieg angekündiget habe, dass bereits Gewaltthätigkeiten von Seite derselben ausgeübt worden, und dass die Vermittelung, die ich zur Wiederherstellung der ununterbrochenen Harmonie zwischen beyden Reichen angeboten habe, fruchtlos gewesen sey.

Den Traktaten zu Folge, die zwischen mir und Russland existiren, kann ich die Kaiserinn der Gefahr eines Krieges, und den widrigen Folgen davon nicht allein überlassen; ich sehe mich genöthiget hieran Theil zu nehmen, und

15

dem Grosssultan zu erklären, dass ich ihn und seine Unterthanen feindselig behandeln werde, bis Russland und seine Alliirten wegen Verletzung der Traktaten und wegen Hintansetzung des Völkerrechts, das diese Barbaren bey der Gefangennehmung des Herrn v. Bulgakow beleidiget haben, hinlängliche Genugthuung erhalten wird.

Ich gebe Ihnen den Auftrag, die Entschliessungen, so ich eben getroffen habe, und meine Massnehmungen wider die Pforte den Gesandten der fremden Höfe bekannt zu machen, so wie Sie aus dem Büreau der Staatskanzley die Cirkularschreiben an alle k. k. Minister zu erlassen haben, dass der Krieg zwischen Oesterreich und den Türken auch allen respektiven Höfen in gewöhnlicher Form notificiret werde.

Joseph.

Wien, den 9. Februar 1788.

53.

An Graf von Montmorin, Königl. Französ. Staatssekretair, Minister der auswärtigen Reichs-Affairen.

Monsieur!

Das Manifest der Pforte ist in einem so rührend und empfehlenden Tone geschrieben, dass ich glauben muss, der Diwan habe dasselbe in irgend einer der unberühmten Akademien in Europa verfertigen lassen.

Ich bin weit darüber hinweg, die Rechte zu untersuchen, die sich die Ottomanen erlaubten hierin anzuführen, und die Niemanden überführen werden, als Leute, die Oesterreich nicht gut sind, oder solche, die keine Geschichtskunde haben.

Diese Barbaren des Orients haben mehr denn zweyhundert Jahre alle mögliche Treulosigkeiten gegen meine Vorfahrer begangen, Traktaten verletzt, so oft es ihrer Raubbegier gefiel Verherungen anzustellen, und alle Aufrührer unterstützt, die sich dem rechtmässigen König entgegenstellten.

Unter Ferdinand I erhielt der Graf Zapolya, später die Bathorys und Bethlen Gabor, endlich in den Zeiten Leopolds I die Tökely und Ragozy alle Hülfe vom Grosssultan.

Meineidigerweise verletzten sie alle Friedensbündnisse, und misshandelten die Einwohner von Hungarn auf die grausamste Art. Damalen, wenn Oesterreich mit andern Feinden im Krieg verwickelt war, überfielen sie die Grenzen des Reichs mit gewaffneter Hand, und verfuhren wie Canibalen.

Davon erwähnen diese Barbaren nichts in dem Manifeste gegen mich, sondern rühmen sich der Freundschaft, die sie seit 1740 gegen Oesterreich bezeugt hätten, auf eine solche un-

verschämte Weise, dass es leicht darzuthun wäre, die Leute, so hieran geschrieben, seyen andere, als die, so gegen uns gehandelt haben.

Die Zeit ist gekommen, wo ich als Rächer der Menschheit auftrete, wo ich es über mich nehme, Europa für die Drangsalen zu entschädigen, die es einstens von ihnen dulden musste, und wo ich es hoffe dahin zu bringen, dass ich die Welt von einem Geschlecht Barbaren reinige, die ihr so lang zur Geisel geworden.

Joseph.

Im Feldlager bey **Semlin**,
den 6. Juli 1788.

54.

An Karl Prinz von Nassau, General in Russischen, Französischen und Spanischen Diensten.

Mon Prince!

Die erste Kampagne wider die Osmanen ist vorüber; meine Armeen haben durch die hiebey bewiesene Tapferkeit den Ruhm vermehret, den ihnen selbst ihre Feinde nicht streitig machen können.

Chotzim ist durch meinen fürtrefflichen Prinzen von Sachsen-Coburg, Dubitza und Nowi aber von dem berühmtesten Marschall in Europa eingenommen worden. Sabatz hat dem General Lascy ihre Thore öffnen müssen.

Dem Defensionsplane gemäss hatten die Generals auf beiden Enden der Vertheidigungs-

linien operirt, und einen beträchtlichen Theil der Moldau und Bosnien besetzt. Ich hielt mich mit dem grossen Heer im Mittelpunkt, beobachtete Belgrad, und den Wezir.

Die Einfälle in das Banat von Temeswar sind eine Folge von Missverständniss verschiedener Generals gewesen, die den Kordon an der Grenze kommandirten. — Diess verschaffte dem Wezir die Gelegenheit sich in die Ebene von Lugosch auszubreiten und Räubereyen auszuüben. Welche Vortheile entstunden hieraus für den feindlichen Haufen!

Während dem, und wie Chotzim übergegangen war, verbreiteten sich meine, und die Völker meiner Bundesverwandtinn in der Moldau, und besetzten Jassy. Prinz Coburg gieng nach Roman, und postirte sich am Sereth bis an die Grenze von Siebenbürgen.

Ich regulirte den Winterkordon nach geendigter Kampagne, und gieng zurück nach Wien, um Vorbereitungen zum zweyten Feldzug zu machen. Im Moment von Dispositionen gieng

Oczakow im Sturm über. Potemkin krönte das Ende unserer Unternehmungen auf eine glorreiche Weise.

Im Frühjahr 1789 ist es für das deutsche Heer eine Beschäftigung Bender hinwegzunehmen, und sich an das linke Ufer der Donau zu ziehen. An der rechten Seite dieses Stroms erobere ich Belgrad, und breite mich in Servien aus. Die Einnahme von Nissa, Widin, Serajo, und aufwärts der Savestrom, Berbic, Banjaluka und Castanowiz sind Unternehmungen, die zum August beendiget sind. Soll der Wezir mir oder den Russen an der Donau entgegen kommen, so muss er eine Schlacht anbieten, und nachdem er geschlagen ist, so jag ich ihn bis unter die Kanonen von Silistria.

Im Oktober 1789 verordne ich einen Kongress, nachdem Osmanns Volk die Giaurs um Frieden bitten wird. Die Traktaten von Karlowitz und Passarowitz dienen meinen Ambassadeurs zur Basis der Unterhandlungen, wobey ich mir Chotzim und einen Theil von der Mol-

dau zueignen werde. Russland behält die Halbinsel Krimm, Oczakow wird geschleift, der Prinz Karl von Schweden wird Herzog von Kurland, und der Grossherzog von Florenz Römischer König.

Dann ist Universalfriede in Europa. Bis dorthin hat Frankreich mit den Notablen der Nation Richtigkeit gemacht, und — — die andern Herren denken zu sehr an sich selbst, und zu wenig an Oesterreich.

Joseph.

Wien, im Jänner 1789.

Anhang I.

Uebersicht der wichtigsten Reformen Josephs II., mit vergleichenden Blicken auf die Gegenwart.

Betrachten wir ein echtes Kaiserleben in seinen kaiserlichen Thaten. Mit größerm Recht als jener römische Imperator durfte Joseph II. von sich sagen, daß er keinen Tag ohne irgend eine gute That vorübergehen lassen. Und Josephs Thaten waren schöpferische, welthistorische Thaten. Es werden in der Geschichte Oesterreichs einige Monarchen unmäßig gelobt und wol gar mit dem Beinamen der Großen ausgezeichnet, deren einziges Verdienst fast nur darin bestanden, daß sie recht lang gelebt, und daß während ihres Lebens vielerlei Wichtiges geschehen, was sie eben geschehen ließen. Joseph dagegen hat nur kurze Zeit regiert, aber er hat in dieser kurzen Zeit mehr gethan als die ganze lange Reihe seiner Vorgänger. Joseph hat ein völlig neues Oesterreich geschaffen, und wie viel Mühe man sich auch gleich nach seinem Tode gab, Alles wieder auf den alten Stand

zurückzuführen, Josephs Schöpfung war in ihren wesentlichen Grundzügen zu mächtig, es blieb wenigstens der Keim und Grund des Bessern bestehen. „Joseph allein ist im Stande gewesen“ — sagt Schlosser — „das wenige Licht zu verbreiten, dessen sich die Freunde des Fortschreitens in Oesterreich erfreuen und wegen dessen sie den Kaiser noch jetzt im Stillen segnen.“

Ich gebe in Folgendem nur eine Uebersicht der Reformen, die sich auf die Länder der heutigen österreichischen Monarchie beziehen; was im deutschen Reich und in den Niederlanden vollbracht oder versucht worden, übergehe ich aus leicht zu rechtfertigenden Gründen.

Allein auch von den eigentlich österreichischen Reformen können nur die wichtigsten oder auffallendsten angeführt werden, aus denen man vorzüglich ersehen kann, in welchem Sumpfe des Aberglaubens, in welcher Verwirrung der sämmtlichen Verwaltungszweige Joseph die Monarchie überkommen.

Die Sorgfalt, der Ueberblick und die rastlose Thätigkeit des edlen Kaisers reißen zum Erstaunen hin. Noch nie hat sich ein Monarch seinen Beruf saurer werden lassen als Joseph. Gleich in den ersten drei Jahren seiner Alleinregierung erschienen nicht

weniger als 276 allgemeine Verordnungen, die der Kaiser sämmtlich selbst mit durchgearbeitet und in der Mehrzahl mit eigenhändigen Einleitungen und Erklärungen versehen hatte.

Ich theile die Uebersicht in zwei Abschnitte. Im ersten wird aufgezählt, was Joseph als Mitregent seiner Mutter geleistet; im zweiten, was er als Alleinherrscher vertilgt und geschaffen.

Joseph als Mitregent.

Am 23. September 1765 wurde Joseph zum Mitregenten erklärt, jedoch mit sehr beschränkten Befugnissen, denn die mächtige Adels- und Pfaffenpartei am Hofe arbeitete ihm entgegen.

Joseph trat sein Regentenamt mit einer in der Regentengeschichte aller Zeiten und Länder äußerst seltenen Handlung an. Er ließ nämlich zwei und zwanzig Millionen Gulden in Staatspapieren, die er von seinem Vater geerbt, zum Besten des Staats verbrennen.

Auf Josephs Zureden führte Maria Theresia eine größere Sparsamkeit im Hofhaushalt ein und milderte die spanische Etikette.

Joseph setzte es bei seiner Mutter durch, daß das Verbrechen der Zauberei und Wahrsagerei, worauf

in der Theresianischen Halsgerichtsordnung selbst die Todesstrafe stand, aufgehoben wurde.

Joseph bereiste zu wiederholten Malen Böhmen und Ungarn und suchte vorläufig den Zustand der Bauern einigermaßen zu verbessern.

Im Jahre 1770 bestimmte Joseph in jeder Woche einen Tag zur allgemeinen ausnahmslosen Audienz. Niemand sollte abgewiesen werden. „Ich bin einem Jeden ohne Unterschied der Person und des Ranges Gerechtigkeit schuldig", erklärte der Kaiser öffentlich.

Während der Hungersnoth in Böhmen traf Joseph kräftige Maßregeln gegen den Getreidewucher. Zum ersten Mal wurde damals die öffentliche Wohlthätigkeit auch auf die Juden erstreckt.

Von 1770—73 arbeitete Joseph rastlos dahin, die Welt und besonders Oesterreich von den Jesuiten zu befreien.

Im Jahre 1771 gründete Joseph ein neues Versorgungssystem für Invaliden und Soldatenweiber.

Im Jahre 1772 führte er in Böhmen, Mähren, Schlesien, Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain und Galizien die Conscription ein und 1773 wurde die erste Volkszählung vorgenommen, die für die genannten Provinzen nur 11,195,373 Seelen ergab, sodaß die Bevölkerung von ganz Oesterreich damals

nur zu 25,498,900 Seelen angenommen werden konnte.

Abermals bereiste Joseph Ungarn, Siebenbürgen und Galizien, verminderte die Noth des Landvolks und bemühte sich, den hart bedrückten Protestanten schon jetzt einige Duldung zu verschaffen. Je mehr er aber an diesen beiden Reformen arbeitete, desto giftiger wirkten ihm die Aristokraten und Hierarchen entgegen, und sie brachten es dahin, daß Maria Theresia in den letzten Jahren ihres Lebens mehr als je vermeintlich allein regieren wollte und ihrem thatendurstigen Sohne fast nur das Kriegswesen überließ, worin er auch mit Hülfe Lascy's und Loudons die wichtigsten Reformen durchführte.

Diesen Zeitraum einer unfreiwilligen Muße versüßte sich Joseph durch jenes gemüthlich volksthümliche Leben, von welchem noch so viele ebenso rührende als humoristische Anekdoten in Umlauf sind. Joseph lebte mit und unter dem Volke, wie vor und nach ihm kein anderer der österreichischen Herrscher. Ich kannte einen Gastwirth in der Jägerzeile zu Wien, der manchmal seinen Gästen ein Volkslied mit dem beliebten österreichischen Jodeln und Fingerschnalzen vorsang, welches Kaiser Joseph im Prater mitten unter einem frohen Volkshaufen mitgesungen hatte.

Der Wirth war damals Kellnerjunge gewesen. Das Lied war sehr lustig; so oft es aber der alte Mann vorsang, rollten ihm die hellen Thränen über die Wangen.

Am 30. April 1775 wurde der Augarten dem gesammten Publikum eröffnet, und mit ihm zugleich der Prater, welcher bis dahin nur drei Monate im Jahre dem hohen Adel offen gestanden. Bekanntlich machten die Aristokraten Vorstellungen dagegen, daß sie nun mit dem gemeinen Volke zugleich dieselbe frische Luft genießen sollten. Joseph antwortete ihnen treffend: „Wenn ich immer unter meines Gleichen sein wollte, so müßte ich in der Kaisergruft bei den Kapuzinern leben."

Um dieselbe Zeit wurde das Burgtheater zur Nationalbühne erhoben. Schon früher hatte Joseph die französischen Komödianten und die italienischen Sänger und Tänzer verabschiedet. Als für die erstern der französische Gesandte sich verwendete, weil er sonst gänzlich auf das Vergnügen des Theaters verzichten müßte, gab ihm der Kaiser die prächtige Antwort: „Machen Sie es, wie mein Gesandter in Paris es machen muß, lernen Sie Deutsch." — Jetzt hat sich dies Alles wieder sehr geändert, und gerade jetzt, wo in ganz Deutschland lebhafter als je das

deutsche Bewußtsein zu herrschen beginnt. In consequenter Opposition gegen den Zeitgeist begünstigt man jetzt in Wien abermals welsches Theaterwesen. Im k. k. Opernhause spielen den ganzen Winter über französische Vaudevillisten und Hof und Adel wenden große Summen auf, um der deutschen Kaiserstadt diesen Kunstgenuß, diese öffentliche Uebung in der pariser Leichtfertigkeit zu verschaffen. Drei Monate im Jahre leiern Italiener für maßlos hohe Preise drei welsche Opern vor und der hohe Adel schwimmt in Entzücken. Aber nicht genug an dem; der hohe Adel führt selber sowol zu hocheigenem, als auch zum Vergnügen des Hofs pariser Gassenhauerstückchen auf und etliche servile Zeitungsschreiber, denen man erlaubt, den Kunstproduktionen der Erdengötter in einem versteckten Winkelchen beizuwohnen, rühmen es dem österreichischen Lesepöbel, wie die österreichische vornehme Welt von französischen Komödianten gar nicht zu unterscheiden sei, wie gräfliche und fürstliche Damen mit vollkommenster Natürlichkeit pariser Grisetten darstellen u. s. w.

Am 1. Jänner 1776 wurde die Folter abgeschafft, an welcher humanen Verfügung nebst dem edlen Sonnenfels auch Joseph den bedeutendsten Antheil hatte.

Die letzten Jahre der beschränkten Mitregentschaft füllten Reisen in der Monarchie, die Reise nach Frankreich, der bairische Erbfolgestreit und die Reise nach Petersburg.

Einen schönen Triumph feierte Joseph durch seine Leutseligkeit in dem neuerworbenen Innviertel. Das Volk zog dem berühmten Volkskaiser überall jubelnd entgegen und sprach es unaufgefordert und ungezwungen laut aus, daß es sich glücklich schätze, unter einen so gerechten und gütigen Kaiser gekommen zu sein, bei dem die Bauern auch etwas gelten. Im Schlosse Perwang trat Joseph ans Fenster und fragte das im Hofe dicht gedrängte Volk: „Seid ihr Alle aus dem Innviertel?“ Ein tausendstimmiges Ja erscholl. „Nun, da sind wir ja Alle Landsleute!“ rief der Kaiser hinunter. Jetzt war unter dem Volke kein Haltens mehr. Im Nu war das Tafelzimmer voll von Bauern, die den Kaiser essen sehen wollten. Joseph ließ sie gewähren, reichte ihnen Wein und unterhielt sich mit Diesem und Jenem von den Angelegenheiten des Landes.

Joseph als Alleinherrscher.

Was Joseph bald nach seinem Regierungsantritte schriftlich erklärt hatte, nämlich: „Ich habe die Philosophie*) zur Gesetzgeberin meines Reichs gemacht", das bewies er auch gleich anfangs recht auffallend dadurch, daß er weder sich selber dem lästigen Ge-

---

*) Mit diesem edlen Ausspruche stimmte der Kaiser mit Plato überein, der seinen idealen Staat bekanntlich von Philosophen regiert haben wollte; aber sogar ein römischer Mönch hat denselben Gedanken ausgesprochen. Der Dominikaner Campanella, der im 17. Jahrhundert eine Sonnenstadt als ideales Staatsmuster schildert, will, daß der Staat von einem Großmetaphysiker regiert werde, dem drei Minister als Stärke, Weisheit und Liebe zur Seite stehen sollen. Dagegen sagte Friedrich der Große, der doch selber der philosophische König genannt wird: „Wenn ich eine Provinz recht empfindlich strafen wollte, ließe ich sie durch einen Philosophen regieren."

pränge der Krönung, noch seine Völker der demüthigenden Ceremonie der Huldigung unterwarf. Von den gänzlich in mittelalterlichen Vorurtheilen befangenen Ungarn wurde ihm dies allerdings sehr übel genommen und als Waffe der bittersten Opposition gegen ihn gebraucht, sodaß sich der edle Kaiser endlich zur Nachgiebigkeit gezwungen sah und auf dem Sterbebette einen Krönungsreichstag für das Jahr 1791 ausschrieb, den er aber nicht mehr erlebte.

Joseph ging unmittelbar nach seiner Thronbesteigung mit rascher Entschlossenheit daran, die verschiedenen österreichischen Erbländer zu einem einzigen centralisirten Staate zu vereinigen und alle Völker derselben durch deutsche Bildung zu Oesterreichern zu machen. Er theilte daher die ganze Monarchie ohne Ausnahme in dreizehn Regierungsbezirke. 1) Galizien; 2) Böhmen; 3) Mähren und Schlesien; 4) Unterösterreich; 5) Innerösterreich; 6) Tirol; 7) Vorderösterreich; 8) die Lombardei; 9) Görz, Gradiska, Triest; 10) Ungarn und das Banat; 11) Siebenbürgen; 12) Kroatien; 13) die Niederlande. Josephs Centralisationsplan ist allerdings nicht gelungen, und sein Nachfolger gab sich auch in dieser Beziehung alle Mühe, die Schöpfung seines großen Bruders umzustoßen; dennoch hat jene Verfügung wohlthätig

gewirkt und was heutzutag in der österreichischen Monarchie von österreichischem Gesammtbewußtsein vorhanden ist, hat seine Quelle in dem damaligen Machtgebot des Kaisers. Heutzutag benimmt sich die österreichische Regierung so, als ob sie es absichtlich dahin bringen wollte, daß sich die österreichischen Völker nicht zusammen, sondern vielmehr auseinander gewöhnen sollten. Die Schonung nationaler Eigenthümlichkeit soll hiermit keineswegs getadelt sein, aber in reinen Verwaltungssachen zerklüftet die Regierung absichtlich die Monarchie und sie gibt hierin nicht etwa den Wünschen der verschiedenen Provinzialen nach, sondern sie wird ihnen dadurch lästig, wie dies namentlich bei den Zwischenmauten, die selbst die deutschen Provinzen trennen, und bei den Reisepässen ins Ausland auffallend hervortritt.

Mit wahrhaft kaiserlicher Entschlossenheit ging Joseph an die Kirchenreform. Er wußte, daß durch ihre Vollbringung jede andere Verbesserung bedingt sei; wie denn auch heutzutag ein wahrhafter Fortschritt in Oesterreich nur nach vorausgegangener Kirchenreform möglich ist. Die Zwecke, die sich Joseph für sein kirchliches Streben setzte, waren: Befreiung von Rom, Abschaffung des Mönchswesens und des mit ihm zusammenhängenden Aber-

glaubens, zeitgemäße und vaterländische Bildung der Geistlichkeit und Einrichtung eines vernünftigen Gottesdienstes.

Am 24. März 1781 wurde jede Verbindung der Ordensgeistlichen mit ausländischen Generalen und Obern aufgehoben und streng untersagt und die gesammte Regulargeistlichkeit der Monarchie den einheimischen Bischöfen unterworfen.

Diese Verordnung besteht zwar noch heutzutag, wird aber immer häufiger übertreten und umgangen. Namentlich erlauben sich dies ungestraft die Liguorianer und Jesuiten, die nicht nur fortwährend mit Rom, Portugal und Belgien in Verbindung stehen, ihre Kleriker und österreichisches Geld dorthin senden, sondern auch die einheimischen Studiengesetze umgehen.

Am 26. März desselben Jahres erschien die Verordnung, daß alle für Oesterreich bestimmten päpstlichen Breven und Bullen vor ihrer Bekanntmachung der Regierung vorgelegt werden müssen und ohne das placitum regium nicht veröffentlicht werden dürfen. Dasselbe wurde den Bischöfen und Erzbischöfen in Betreff ihrer Hirtenbriefe befohlen. Zugleich wurde verfügt, daß die Bullen in coena Domini und Unigenitus abgeschafft und die erstere sogar aus den kirchlichen Ritualien herausgerissen und vertilgt wer-

den sollte. Am 14. April 1781 wurden die den Päpsten vorbehaltenen Absolutions- und Dispensfälle aufgehoben. Am 1. Oktober 1781 wurde befohlen, daß auch die päpstlichen Bestätigungsbriefe für die Bischöfe und Erzbischöfe der Genehmigung der Regierung vorgelegt werden und daß die Bischöfe und Erzbischöfe noch vor der päpstlichen Bestätigung dem Kaiser einen besondern Eid der Treue und des Gehorsams gegen alle Landesgesetze ohne Ausnahme schwören müßten.

Diese wohlthätige Verfügung ist heutzutag in wesentlichen Stücken durch den eigenmächtigen Widerstand der Geistlichkeit aufgehoben. Die Bischöfe und ihr Klerus weigerten sich bekanntlich mit einem Mal in Betreff der gemischten Ehen das Toleranzgesetz zu beobachten und die Regierung hat ihnen nachgegeben. Auch nennen sich die Bischöfe, die doch ihre Anstellung einzig dem Kaiser verdanken, in ihren Hirtenbriefen immer nur: „Von Gottes und des heiligen römischen Stuhles Gnaden", ohne des Kaisers mit einem Worte zu erwähnen. Die Erzbischöfe müssen sich das sogenannte Pallium, das doch lediglich in Folge einer römischen Geldspekulation eingeführt worden, immer noch um hohe Summen (ich glaube 36,000 Fl. C. M.) von Rom kaufen.

Am 4. Oktober 1781 wurden die Eherecurse nach Rom untersagt und den Bischöfen aufgetragen, in vorkommenden Fällen aus eigener apostolischer Macht, ohne eine päpstliche Einwilligung abzuwarten, zu dispensiren. Durch das Ehepatent vom 16. Jänner 1783 wurde erklärt: „Die Ehe als bürgerlicher Vertrag und alle daraus fließenden Rechte und Verbindlichkeiten erhalten ihre Kraft und Bestimmung ganz allein von den landesfürstlichen Gesetzen.

Auch in dem noch geltenden bürgerlichen Gesetzbuche, welches Kaiser Franz im Jahre 1811 gegeben, wird verfügt, daß von Ehehindernissen lediglich die Landesstelle dispensire und sich blos mit dem betroffenen bischöflichen Ordinariat ins Einvernehmen zu setzen habe. Diese Verfügung kommt auch in dem von dem Priester Rechberger verfaßten Lehrbuche des österreichischen Kirchenrechts vor. Dolliner stellt in seinem vortrefflichen, mit österreichischer Censur gedruckten Handbuch des Eherechts zwei Paragraphen nebeneinander, in deren erstem er den Spruch des Concils: „daß derjenige, welcher läugnet, daß die Kirche das Recht habe, auflösende Ehehindernisse zu setzen, verflucht sei", beleuchtet, und unmittelbar darauf nach allgemeinem und österreichischem Rechte beweist, daß die Kirche das angemaßte Recht nicht

hat und daß die Priester vom Staate gezwungen werden können, Brautleute zu trauen, gegen deren Verehelichung die Landesstelle nichts einzuwenden hat. Allein dies Alles steht ganz schön und gut auf dem Papiere, in der Praxis aber weisen die Landesstellen die Brautleute gänzlich an die Bischöfe und diese senden die Sache und das gute Geld der armen Oesterreicher nach Rom.

Am 21. August 1787 wurde das Gesetz erlassen, daß von nun an „kein Titel eines päpstlichen Hausprälaten, apostolischen Protonotars u. dgl. bei dem päpstlichen Stuhle angesucht, noch auch über ein solches Verleihungsbreve das placitum regium ertheilt werden sollte, wenn nicht zuvor der Impetrant die landesfürstliche Erlaubniß, solches zu suchen, erhalten und zugleich ein zuverlässiges Verzeichniß der diesfälligen Kosten zu Rom beigelegt haben würde. Ohne Erfüllung solcher Bedingnisse wären alle dergleichen römische Concessionen schlechterdings abzuweisen.“ — Am 1. Jänner 1788 wurde das Amt der päpstlichen Notarien bei den bischöflichen Consistorien gänzlich abgeschafft und die Bischöfe angewiesen, sich Notare, falls sie solche bei gewissen Akten brauchten, selber zu ernennen.

Zugleich mit der Aufhebung der Verbindung öster=

reichischer Mönche mit Rom wurden die ausländischen Mönche entfernt. Ferner wurde allen Klöstern verboten, in den nächsten zwölf Jahren Novizen aufzunehmen. Hierauf mußten genaue Ausweise über das gesammte bewegliche und unbewegliche Vermögen der Klöster eingereicht werden. Am 20. Dezember 1781 erging endlich folgendes Handbillet: „In Betrachtung, daß diejenigen geistlichen Orden männlichen und weiblichen Geschlechts, welche ein blos beschauliches Leben führen, zum Besten des Nächsten und der bürgerlichen Gesellschaft nichts Sichtbarliches beitragen, sehe ich mich veranlaßt, die Aufhebung solcher geistlichen Orden beiderlei Geschlechts von nun an allgemein in meinen Staaten festzusetzen.“ — Jedoch trifft den Kaiser durchaus nicht der Vorwurf, daß er die Religiosen der aufgehobenen Klöster ins Elend gestoßen; denn es wurde für ihren Unterhalt anständig gesorgt und denen, die in ausländische Klöster auswandern wollten, Reisegeld gegeben. In den folgenden Jahren wurden noch viele andere Klöster aufgehoben, welche eben nicht zu den contemplativen gehörten. Man berechnet, Joseph habe in acht Jahren 700 Klöster aufgehoben und Oesterreich von etwa 36,000 Mönchen befreit. Doch blieben noch immer über 1200 Klöster übrig und darunter gerade

die reichsten. Joseph ließ alle Klöster bestehen, die sich mit Krankenpflege, Seelsorge oder Schulunterricht beschäftigten. Letztern machte er den Klöstern besonders zur Pflicht durch Hofdekret vom 7. Februar 1781. Allein er kam dadurch offenbar mit sich selbst in Widerspruch. Er wollte Bildung verbreiten, den Aberglauben verscheuchen und die verderbliche Macht der Pfaffen brechen, ließ aber die Jugend in den Händen der Mönche und Pfaffen. Freilich wollte Joseph den gesammten Klerus zeitgemäß bilden; aber er wollte da eine Unmöglichkeit. Mönchswesen und römisches Priesterthum sind überhaupt in unauflösbarem Widerspruche mit der Zeitbildung und zeitgemäß gebildete Priester sind nur dann möglich, wenn es eben keine Mönche und Römlinge sind. Hier zeigte sich das Verderbliche der Halbheit in den Entschlüssen Josephs. Um das, was er wollte, wirklich zu erreichen, hätte er sich völlig von Rom trennen müssen.

Heutzutag sind diese Uebel in Oesterreich in gesteigertem Grade vorhanden und Rom beherrscht das Kaiserthum durch eine zahlreiche Armee von Mönchen und Pfaffen. Joseph hat in den letzten Jahren seiner Regierung mit der Aufhebung der Klöster innegehalten; seine Nachfolger aber haben aufgehobene

Klöster wiederhergestellt und dazu noch neue Mönche, und zwar die schlimmsten aus allen, Liguorianer und Jesuiten, eingeführt. Allenthalben in dem schönen Oesterreich wimmelt es von den mönchischen Gespenstern des Mittelalters. Das kleine Land unter der Enns hat 49 Klöster mit 900 Mönchen; Tirol mit einer Bevölkerung von kaum 800,000 Seelen muß 57 Klöster mit 1000 Mönchen erhalten. Böhmen hat 75, Galizien 73 und das bettelarme Dalmatien 54 Klöster. In Wien gibt es Kreuzherren, Maltheser, Benediktiner, Dominikaner, Kapuziner, Franziskaner, Barnabiten, Mechitaristen, Serviten, Minoriten, Piaristen, Barmherzige Brüder und Schwestern, Liguorianer, Elisabethinerinnen, Salesianerinnen, Ursulinerinnen und Liguorianische Büßerinnen. Dessenungeachtet nisten sich von Jahr zu Jahr zahlreicher die Jesuiten ein. Fast der ganze wissenschaftliche Vorbereitungsunterricht, d. h. fast alle Gymnasien und sogenannten philosophischen Schulen sind in den Händen der Mönche und selbst den wenigen weltlichen Gymnasien sind Mönche oder doch Priester als Präfekten vorgesetzt, die den Unterricht in dem mönchischen und römischen Zwange erhalten. Aber auch sehr viele Volks- und Bürgerschulen sind mit Mönchen besetzt. Wenn dies Alles von jedem

denkenden Oesterreicher schmerzlich beklagt wird, so soll damit keineswegs das Verdienst geläugnet sein, welches sich die Mönche einst um Volksbildung und Wissenschaften erworben. Allein was vor tausend Jahren heilsam gewesen, das ist heutzutag verderblich.

Um den Klerus zu bilden, wurde erstlich am 29. Jänner 1781 angeordnet, daß auch die Mönche sich den allgemeinen öffentlichen Studien widmen und erst nach vorausgegangener strenger Prüfung zur Seelsorge zugelassen werden sollten. Schon früher, am 12. November 1780, war allen Oesterreichern verboten worden, im deutschen Collegium zu Rom *) zu studiren; es wurde dafür 1782 zu Pavia ein deutsch-ungarisches Collegium für Theologen gegründet. Später führte Joseph als allgemeine Bildungsanstalt des ganzen Klerus die Generalseminarien ein. Die wichtigste Verfügung dabei war, daß alle philosophischen und theologischen Privatlehranstalten der bischöflichen Consistorien wie der Klöster aufhören und alle Geistlichen ohne Ausnahme in den

*) Dieses Collegium besteht bekanntlich noch. Die Zöglinge tragen rothe Talare und werden daher von den Römern höchst treffend Krebse genannt. Die Mehrzahl dieser deutschen Krebse bilden Baiern und Rheinpreußen.

Generalseminarien studiren sollten. Ueberdies wurde festgesetzt, daß das Kirchenrecht nur von weltlichen Professoren gelehrt werden sollte.

Dies Alles ist nun wieder im schlimmsten Sinne anders geworden. Die Bischöfe haben wieder ihre eigenen theologischen Schulen und Seminarien, die sie im römisch-hierarchischen, im zeitwidrig bigotten Sinne leiten und knechten. Aber auch die Klöster haben ihre eigenen theologischen Hauslehranstalten, und man kann leicht denken, was für eine Theologie und besonders was für ein Kirchenrecht in solchen Schulen gelehrt wird. Die Folgen, hierarchische Anmaßung und mönchische Unduldsamkeit, sind auch bereits eingetreten.

Eben nur eine unglückliche Maßregel Josephs hat man hier beibehalten, nämlich die am 9. Februar 1784 eingeführten Concursprüfungen bei Vergebung der Pfarrämter. Dieses Concurswesen, welches in Oesterreich auch bei Besetzung der akademischen Professuren waltet, ist im höchsten Grade vom Uebel, denn es gibt der Protection und Parteilichkeit, der Bestechlichkeit und Rachsucht der Examinatoren den verderblichsten Spielraum und ist in unzähligen Fällen schuld, daß geschickte Köpfe zurückgeschreckt und unterdrückt, schweifwedelnde Schwachköpfe dagegen befördert werden.

Eine sehr wohlthätige Maßregel zur Reinigung des Priesterstands war die am 30. August 1784 erfolgte Abschaffung der sogenannten „Meßpfaffen". Es gab in Wien allein über 500 Geistliche, die nichts thaten, als für Geld Messe lasen. Die Mehrzahl derselben bestand aus so rohen und unsittlichen Menschen, daß damals das Sprichwort herrschte: „Liederlich wie ein Meßpfaff."

Heutzutag gibt es in den größern österreichischen Städten wieder eine Menge solcher Meßpfaffen, und auch die meisten der Schloß- und Hauskapläne der Herrschaften sind nichts als Meßpfaffen. In Wien z. B., wo es doch eine solche Unzahl von Kirchen gibt, in denen den ganzen Vormittag hindurch Messe gelesen, d. h. nach römischer Lehre Christus der Heiland geopfert und wieder geopfert wird, halten sich dennoch viele Herrschaften eigene Meßpfaffen, die in den Hauskapellen, manchmal sogar in den Schlafzimmern der hohen Herrschaften Messe lesen. Wie nun z. B. der Kutscher anfragt, wann er morgen anspannen und vorfahren soll, so fragen auch die Meßpfaffen bei der hohen Herrschaft an, wann es hochderselben beliebig wäre, die Messe zu hören, d. h. Christum erzeugen und opfern zu lassen. Und doch beten diese Leute Christum als Gott an!

Eine äußerst wohlthätige, volksfreundliche Reform Josephs war die neue Pfarreintheilung, die am 4. Februar 1780 begonnen wurde. Grundsatz war, daß jede Gemeinde von mehr als 700 Seelen einen eigenen Seelsorger und Niemand mehr als eine Meile weit in die Kirche haben sollte. Demzufolge wurden die alten übermäßig großen Pfarrsprengel getheilt und eine Menge neuer Pfarreien gegründet.

Auch in dieser Reform, welche Joseph nicht ganz durchführen konnte, ist man nach seinem Tode nicht vorwärts gegangen. Noch immer gibt es Gegenden, wo das Volk bis über sechs Stunden weit in die Kirche und Schule hat, und dies ist vorzüglich im Gebirge der Fall, wo überdies die Wege den größern Theil des Jahres über ungangbar sind. Und solche Gegenden finden sich nicht etwa in fernen Winkeln der Monarchie, sondern eine kleine Tagereise von Wien! In Wien vergeudet man für abgöttisch pomphaften Gottesdienst jährlich Summen, für welche dem verlassenen Bergvolke Kirchen und Schulen gegründet werden könnten. In Wien gründen und beschenken hohe und höchste, streng römisch-katholische Herrschaften überflüssige und schädliche Klöster, während eine Tagereise von Wien, im Gebirgsthale des Naßwaldes, ein protestantischer Privatmann, Huebmer,

für die gänzlicher Verwahrlosung preisgegebenen Holzarbeiter aus eigenen Mitteln eine Schule gründete. Eben in der Umgebung von Mariazell, wo jährlich so ungeheure Summen zusammenfließen, gibt es Dörfer und Weiler, die vier bis sechs Stunden des beschwerlichsten Gebirgswegs in die Kirche und Schule haben.

Um die Bischöfe einigermaßen ihrem apostolischen Charakter näher zu bringen, verminderte Joseph die übermäßigen Einkünfte derselben und verbot ihnen, wie überhaupt allen Pfründnern, den Besitz zweier oder gar mehrer Benefizien. Jeder Erzbischof sollte 20,000, jeder Bischof 12,000 Fl. Gehalt beziehen.

Auch dies hat sich wieder ins Unapostolische und Staatsunwirthschaftliche verändert. Den meisten Bischöfen sind die alten Güterdotationen wieder zurückgegeben, und so sieht man denn in dem frommen Oesterreich, und besonders in dem apostolischen Ungarn, die Nachfolger der Apostel, die sich bekanntlich von ihrer Hände Arbeit ernährten, und die Nachfolger des Heilands, der sein Leben lang nicht hatte, das Haupt darauf zu legen, man sieht die österreichischen Apostel im schlimmsten Sinne des Worts Kirchenfürsten spielen, in prächtigen Palästen und Lustschlössern schwelgen, in vier- und sechsspännigen

Prachtkarossen mit goldverbrämten Dienern, mit Läufern vor den Rossen in die Kirche fahren, um das Gedächtniß Dessen zu feiern, der in einem Stalle geboren wurde, als wandernder Lehrer von den milden Gaben seiner Jünger lebte und am Kreuze endete.

Die Summen und Güter, welche Joseph durch Aufhebung der Klöster, durch Verminderung der bischöflichen Einkünfte, durch Aufhebung der sogenannten einfachen Benefizien, d. i. Müßiggängerpfründen, durch besondere Besteuerung der Geistlichkeit u. s. w. gewann, vereinigte er zu einem allgemeinen Religionsfond für Besoldung und Pensionirung der Geistlichen und überhaupt für Erhaltung und Förderung einer zweckmäßigen Kirchenverfassung. Er widerlegte dadurch den Vorwurf, daß er die eingezogenen Kirchengüter für sich und für profane Zwecke verwende.

Dieser Religionsfond besteht noch heutzutag. Allein da bei der gänzlichen Corruption des österreichischen Beamtenstandes die Religionsfondgüter elend verwaltet und der größte Theil des Ertragnisses von den Beamten veruntreut worden, so ging man daran, diese Güter nach und nach zu verkaufen. Dabei traten und treten nun wieder folgende gemeinschädliche Uebel ein. Erstlich verkauft man in zu rascher Folge

und drückt dadurch den Preis herunter; dann lassen sich die hohen Verkaufsbehörden die gewissenloseste Veruntreuung zu Schulden kommen, und überdies fließen die gelösten Summen leider nicht immer in den Religionsfond, sondern werden bei der jährlich wachsenden Finanzverlegenheit für ganz andere, den religiösen oft sehr entgegengesetzte Zwecke verwendet.

Den merkwürdigsten Eindruck machte die neue Gottesdienstordnung vom 21. April 1783, womit der Kaiser das undankbare Riesenwerk unternahm, den zur lächerlichsten Spielerei und zum empörendsten Fetischismus entarteten Kirchendienst zu reformiren. Mönche und alte Weiber schrien Zeter über den Kaiser, der es für seine heilige Pflicht hielt, die Tempel Gottes zu reinigen und die tausendfältigen Schändungen des Heiligthums zu beseitigen. Mit dieser vielgetadelten Verfügung trat Joseph recht als Nachfolger Christi auf und vertrieb die Käufer und Verkäufer, die Taschenspieler und Gaukler aus den Gotteshäusern.

Am 28. November 1781 wurden die Misbräuche des Portiunculafestes *), an welchem man in den Kir-

*) Der Stammkirche der Franziskaner, Porticella oder Portiuncula zu Assisi in Neapel, war ein besonderer Ablaß er-

chen der Franziskaner und Kapuziner einen besondern Ablaß zu erhalten wähnte, abgeschafft. Am 14. Mai 1782 wurde der abgöttische Heiligendienst, die prunkvolle Beleuchtung der Statuen in Kapellen, Straßen und Privathäusern und das Vermiethen der Heiligenbilder untersagt. Am 26. November 1783 wurde das Gewitterläuten, für welches die Gemeinden beträchtliche Summen zahlen mußten, verboten. Am 2. December 1785 wurde den Mönchen verboten, zu Weihnachten und am Vorabend des Dreikönigstages die Häuser auszuräuchern. Auch wurden die öffentlichen Maskeraden, in welchen Geburt, Leiden und Tod Christi dargestellt wurden, unter strengen Strafen verboten. Am 7. Jänner 1785 wurde befohlen, das Innere der Kirchen von aller Ueberladung mit unnützen, lächerlichen und götzendienerischen Verzierungen zu reinigen, die Ablaßtafeln, Votivbilder, Statuen und Lampen zu entfernen. Schon früher, am 10. Mai 1784, waren die vielen goldenen und silbernen Opferstücke bei den Bildern der Jungfrau Maria und der Heiligen in Geld verwandelt und die-

---

theilt worden, der später auf alle Kirchen der verschiedenen Orden des Franz von Assisi ausgedehnt wurde. Zu diesen Kirchen strömte nun das Volk und schleppte Geld und Gut dahin.

ses dem Religionsfond gewidmet worden. Das Ausstellen der Reliquien und das Darreichen derselben zum Küssen, sowie das Verkaufen von Amuletten, Gürteln und Rosenkränzen wurde verboten. Am 7. August 1785 wurden die von Rom privilegirten Altäre *) aus allen Kirchen abgeschafft.

Die meisten dieser und hundert anderer von Joseph abgeschafften Misbräuche traten schon unter Leopold II. wieder ins Leben. Dieser Monarch erklärte gleich nach seinem Regierungsantritte: „daß er keine Hand an die kirchliche Verfassung legen wolle; daß er es völlig den Bischöfen überlasse, über die Echtheit der unter der vorigen Regierung in Schulen und Seminarien eingeführten theologischen Lehrsätze den Ausspruch zu thun; daß er den weltlichen Behörden nicht erlauben werde, in die geistlichen Gerechtsame einzugreifen; daß er es den Bischöfen und Erzbischöfen freistelle, falls sie gegen die neue Gottesdienstordnung etwas einzuwenden hätten, dieselbe nach Gutbefinden zu ändern." — Demgemäß breitete sich in dem armen Oesterreich bald wieder das Reich des

*) Noch während der Anwesenheit in Wien hatte der Papst in der Kirche der Barnabiten einen Altar privilegirt, d. h. erklärt, daß die Messe und das Gebet vor diesem Altare Gott besonders wohlgefällig sein sollte!

triumphirenden Aberglaubens aus. Dem Kaiser Joseph wurde ein ehernes Denkmal gesetzt, aber im Geiste Leopolds wurde regiert. Heutzutag wird wieder in allen österreichischen Kirchen der vollständigste Götzendienst mit den Heiligen, mit den Bildern, Statuen und angeblichen Reliquien der Heiligen getrieben. In Wien wird ein Kruzifix verehrt, welches gesprochen haben soll, und ein anderes, an welchem dem hölzernen Christus der Bart wächst. Mönche und Nonnen verkaufen wieder eifrig geweihte Tropfen, Fieberzettel und Amulette, und es gibt in Wien sehr hohe Damen, welche in wohlmeinender Herablassung solche Wunderzettel den Kranken in die Häuser senden. Ein Nonnenkloster zu Salzburg, welche herrliche Alpenstadt ein vorzüglicher Sitz des Aberglaubens ist, besitzt ein wunderthätiges Christkindlein, welches den knienden Andächtigen auf den Kopf gesetzt wird, und sehr hohe Herrschaften versäumen bei der Durchreise durch Salzburg niemals, dieser Begnadigung theilhaft zu werden. Portiuncula ist dem bethörten österreichischen Volke wieder ein größeres Fest als die Auferstehung des Heilands. Die Liguorianer haben unlängst das Fest ihres neu heilig gesprochenen Stifters mit wahrhaft theatralischem Pomp gefeiert und alle blindgläubigen Oesterreicher wurden

dabei eines besonders kräftigen Ablasses theilhaftig. Die verschiedenen wunderthätigen Marienstatuen erscheinen wieder bei jedem Feste mit neuen Kleidern, Perrücken und Diademen, und hohe Damen arbeiten fleißig an dieser abgöttischen Garderobe, während doch selbst die fromme Kaiserin Maria Theresia solchen Unfug schon im Jahre 1751 verboten hatte! Wieder werden in den österreichischen Kirchen am Altare Gottes Kalbskeulen, Kuchen und andere Eßwaaren von den Priestern gesegnet und geweiht und mit größerer Andacht als am Tische des Herrn kniet das betrogene Volk, um den in Gold gefaßten Zahn irgend eines Heiligen zu küssen!

Am 21. Februar 1786 erschien die wichtige Verordnung, daß alle religions- und gottesdienstlichen Feierlichkeiten in der Landessprache abgehalten werden sollten.

Diese vernünftige Verfügung konnte aber selbst zu Josephs Zeiten nicht vollständig durchgesetzt werden, und noch viel weniger war später und ist jetzt eine Spur von ihrer Befolgung vorhanden, obwol in unsern Tagen auch der gemeinste Menschenverstand gegen den christlichen Gottesdienst in einer todten, dem Volke unverständlichen heidnischen Sprache empört ist. Allein Rom besteht auf der lateinischen

Sprache zur Aufrechterhaltung der Knechtschaftsuni-form, und die meisten Priester befolgen das römische Zwangsgebot gern, weil es ihnen bequemer ist, durch geheimnißvolle Ceremonien und Spektakel als durch Erbauung des Gemüths zu wirken. Wahrhaft em-pörend wird dieser Unfug dadurch, daß nicht nur die Priester, sondern auch die Küster, Meßdiener und Chorsänger lateinisch beten und singen müssen. Dies sind nun fast durchaus Männer und Knaben, die kei-nen Begriff von der lateinischen Sprache haben. Sie lernen also blos die Worte papageienartig aus-wendig, radebrechen sie aufs greulichste und lächer-lichste und correspondiren so mit dem Priester bei den heiligsten Akten des Christenthums. Betrachten wir diesen sündhaften Unfug besonders beim heiligen Abendmal. Anstatt daß hier der Priester vor der Austheilung der Himmelsspeise den Gläubigen recht zum Herzen sprechen, ihnen die schöne Bedeutung des Liebesmales erklären und ihr Gemüth zu Gott erhe-ben sollte, läßt er zuerst den Ministranten das la-teinische Sündenbekenntniß herabschnattern, murmelt dann ein lateinisches Gebet und reicht mit lateinischen Worten das Brot des Lebens. Auch die Trostworte bei der letzten Oelung werden dem deutschen Ster-benden lateinisch zugemurmelt! Es ist wahrhaft un-

begreiflich, daß solcher Unsinn bis zum heutigen Tage aufrecht bleiben konnte. — Allein dieser kauderwelsche Gottesdienst ist einmal ein Vermächtniß unserer Väter, daher sind geistliche und weltliche Obrigkeiten entschlossen, ihn aufrecht zu erhalten!

Schon Maria Theresia hatte im Jahre 1772 das Ueberhandnehmen der Prozessionen eingeschränkt und die Wallfahrten außer Land, sowie die inländischen, bei welchen man übernachten mußte, verboten. Kaiser Joseph setzte diese wohlthätige Reform fort und verbot in Verordnungen von 1783—85 alle Prozessionen mit Ausnahme des Fronleichnamsumgangs und der Bittgänge, und alle Wallfahrten, selbst die nach Mariazell.

Heutzutag ist man nicht nur über die josephinischen, sondern sogar über die theresianischen Verordnungen hinaus zurückgegangen und es ist wieder das unbeschränkteste Prozessions- und Wallfahrtsunwesen im vollsten Schwunge. Namentlich wird mit unzählichen Marienbildern der empörendste Frevel gegen Gott getrieben. Die wichtigsten marianischen Götzentempel sind zu Mariazell und Mariataferl, wohin jährlich aus allen Theilen der Monarchie Hunderttausende pilgern. Nebstdem aber gibt es noch mehre Kleinmariazell und Kleinmariataferl! Der Marien-

dienst geht in Oesterreich offenbar weit über den Gottesdienst, es wird weit mehr zur Maria als zu Gott gebetet. Immerhin mag man mit Grund sagen, daß die Verehrung der Mutter Christi natürlich sei, allein da diese Verehrung thatsächlich offenbar in völlige Abgötterei ausartet, so ist im Namen der Vernunft und des reinen Christenthums, welches durchaus kein Menschendienst sein soll, der dringendste Grund vorhanden, die Verehrung der Maria gänzlich aus der Kirche zu entfernen. Wahr ist es ferner allerdings, daß das Ziehen der singenden Wallfahrer mit ihren wehenden Fahnen etwas Malerisches und Poetisches an sich hat; allein will man dieses Interesse gegen die erwiesenen großen materiellen und sittlichen Nachtheile des Wallfahrens geltend machen? Ich will diese Nachtheile nicht schildern, denn sie sind allgemein bekannt; nur eine Erfahrung will ich mittheilen. Von Mariazell gehen die Pilger gewöhnlich auf den Sonntagsberg, wo sie von Zell aus am zweiten Tage ankommen. Ich sprach im Sommer 1844 auf dem Sonntagsberge einen der dort angestellten Benediktiner. Dieser ehrliche Priester gestand mir, daß es wahrhaft entsetzlich und ekelhaft ist, welche Fülle von Unzuchtsünden die von Zell kommenden Pilger beichten; und dies sind Sünden, welche unmittelbar nach

der allgemeinen Beichte zu Mariazell auf dem kurzen Wege nach dem Sonntagsberge und während des einzigen Nachtlagers auf diesem Wege begangen werden!

Schon die edle Maria Theresia hatte im Jahre 1771 die Errichtung neuer religiöser Bruderschaften verboten, die bestehenden einer strengen Untersuchung unterworfen und ihr überflüssiges Geld den Armen zugewendet. Kaiser Joseph hob am 22. Mai 1783 alle diese Bruderschaften, die sich „vom Gürtel Mariä“, „vom Herzen, von den fünf Wunden Christi“ u. dgl. benannten, den unsinnigsten Aberglauben hegten und wol auch unter dem Deckmantel religiöser Verzückung Unzucht trieben — Kaiser Joseph hob in edler Entschließung alle diese Bruderschaften auf und stiftete dafür die Armeninstitute, denen das ganze Vermögen der Bruderschaften gewidmet wurde. In der Verfügung hierüber sprach der edle Kaiser Folgendes: „Es ist allgemein bekannt, daß in den ersten frömmsten Zeiten des Christenthums und zwar durch die ganzen ersten tausend, ja elfhundert Jahre in der katholischen Kirche keine Bruderschaften oder abgesonderte sogenannte Liebesversammlungen bestanden, sondern die ganze Christenheit in Jesu Christo eine einzige Bruderschaft gewesen. Hieraus wird Jedermann den unwiderleglichen Schluß leicht selbst

ziehen, daß diese nachmals erst aufgekommenen, nun so vervielfältigten und größtentheils verunstalteten Bruderschaften zur Wirkung des ewigen Seelenheils nichts Wesentliches beitragen und also auch weder unmittelbar noch mittelbar nothwendig sind."

Um nun in unsern Tagen den Rückschritt in jeder Beziehung vollständig zu machen, entstehen wieder frömmelnde Bruderschaften, und Bischöfe sind es, welche sie stiften. Zur Stiftung einer Akademie der Wissenschaften in Wien sucht man seit Jahren vergebens die Bewilligung; die abergläubischen Bruderschaften aber erfreuen sich der Genehmigung.

Unmittelbar nach seinem Regierungsantritte ging Joseph an das große Werk der Einführung religiöser oder besser kirchlicher Duldsamkeit.

Unter Maria Theresia bestand ein Fond zur Unterstützung der Convertiten. Diesen hob Joseph sogleich auf und widmete die Gelder dem Schulfond.

Heutzutag besteht zwar kein eigentlicher Convertitenfond; wie sehr man sich aber beeilt, den Rückschritt zur römischen Kirche durch Titel und Würden zu belohnen, dafür gibt die neueste Zeit ein recht auffallendes, jeden Oesterreicher betrübendes und entmuthigendes Beispiel.

Im März 1781 verbot Joseph den sogenannten

Missionspredigern bei strenger Ahndung das Visitiren in den Häusern und das Ausfragen der Kinder und Dienstboten über die Religion der Aeltern und Herrschaften.

Heutzutag wird dieses Spioniren in unverschämtester Zudringlichkeit getrieben, und die Finsterlinge, die es wagen, sich die Versammlung des allerheiligsten Erlösers zu nennen, die Liguorianer, sind die vorzüglichsten geistlichen „Naderer".

Am 13. Oktober 1781 erschien das vielgerühmte Toleranzpatent, welches zwar die römische Kirche als die herrschende anerkannte und wesentlich bevorzugte, den Akatholiken aber Religionsübung und bürgerliche Rechte einräumte, wenn auch mit vielen, sehr zurücksetzenden Beschränkungen. Dieses allerdings wohlthätige, aber im Vergleich mit dem Begriffe echter Gewissensfreiheit immer noch ungerechte Gesetz befriedigte die Protestanten nicht und autorisirte gewissermaßen die Bekehrungswuth der Römlinge dadurch, daß es die römische Kirche als die alleinseligmachende anerkannte und den Akatholiken nur Duldung gestattete und ihrem christlichen Gottesdienste keine öffentliche Feierlichkeit bewilligte. Wie unangenehm sich dieser Uebelstand ins Leben drängte, beweisen die vielen nachträglichen Verordnungen, durch

welche Joseph die confessionellen Streitigkeiten zu unterdrücken bemüht war. Joseph gewährte den Akatholiken nur eine sehr beschränkte Duldung; sie hatten daher ein Recht, sich darüber zu beschweren; sie hatten ein Recht, den Kaiser der Inconsequenz zu beschuldigen. Die Römlinge aber wurden durch die nachgiebige Schwäche des Kaisers nur zu größerm Uebermuthe gespornt. Joseph hatte den Protestanten nur Bethäuser ohne Glocken, Thürme und Eingänge von der Straße erlaubt. Die Protestanten frugen mit Recht: „Wenn man unsern Gottesdienst als einen christlichen anerkennt, wozu dann diese beschimpfende Zurücksetzung desselben?“ Die Römlinge aber hefteten an das neue protestantische Bethaus in Wien, welches ehedem ein Nonnenkloster gewesen, folgende Schmähschrift: „Dieser Tempel war einst zum Dienste des allmächtigen Gottes von einem frommen Beherrscher Oesterreichs eingerichtet, war die Wohnung heiliger Jungfrauen; aber nun plünderte darin die Kirchenschätze, zerstreute in alle Welt die heiligen Nonnen jener Verführer der Braut Christi, jener Schwächer reiner Jungfrauen, Martin Luthers treuer Anhänger und Nachfolger, Joseph II. Ein Lutheraner, uneingedenk der göttlichen Barmherzigkeit, die ihn auf den Thron erhoben, ein berüchtigter Verächter

der Kirchengesetze, begünstigt und befördert er alle Ketzerei und ist selbst ein Mensch ohne alle Religion. Nun hat er, ein seit Jahrhunderten unerhörtes Beispiel, eben diesen Tempel unter der Maske der Tugend zum Sammelplatze der Greuel angewiesen und verkauft."

Seit Josephs Tode arbeitet man systematisch daran, auch das halbe Gute, welches er durch seine Toleranz *) gestiftet, fortwährend weiter zu halbiren. Anstatt auf dem Grunde, welchen Joseph gelegt, weiter zu bauen und die dem Christenthume und der Vernunft entsprechende allgemeine Gewissensfreiheit zu geben, geht man in die vorjosephinischen, ja in die vortheresianischen Zeiten zurück. Durch das päpstliche Machtgebot über die gemischten Ehen ist das Toleranzpatent zerrissen und dadurch ist die Monarchie zerrissen. Jesuiten und Liguorianer aber bemühen sich eifernd und geifernd, diesen Riß unheilbar zu machen.

Josephs Toleranz erstreckte sich auch auf die Juden. Unmittelbar nach seinem Regierungsantritte hob

---

*) Das österreichische Volk machte einen sehr charakteristisch satirischen Witz über die Toleranz. Bis zum heutigen Tage nennt es eine Mischung von Butter und Quark — Toleranz.

der edle Kaiser das barbarische Gesetz auf, welches die Juden zwang, sich durch Bärte, gelbe Aermel oder Bänder zu unterscheiden, und ihnen verbot, an Sonn- und Feiertagen vor zwölf Uhr Mittags auf der Straße zu erscheinen. Zugleich wurde die echt türkische Leibmauth der Juden aufgehoben und sie von der Pflicht, doppelte Gerichts- und Kanzleitaxen zu bezahlen, befreit. Es wurden in allen Provinzen jüdische Schulen errichtet, den Juden jedoch auch der Besuch der christlichen Schulen freigegeben. Auch durften von nun an die Juden alle Bücher lesen, welche den Oesterreichern überhaupt erlaubt waren. Es wurde ferner den Juden die Pachtung von Ackergründen, die Erlernung aller Gewerbe, die Ausübung der freien Künste, das öffentliche Studium aller Wissenschaften, die Betreibung von Fabriken und Großhandelsgeschäften erlaubt. Durch eine eigene Verordnung vom 2. November 1781 wurden die Obrigkeiten und Seelsorger angewiesen, das Volk zu belehren, daß es die Juden gleich allen andern Glaubensgenossen als Mitbürger zu achten habe. Im Jahre 1787 wurde unter strenger Strafdrohung die gewaltsame Taufe von Judenkindern, wurde besonders den Geburtshelfern und Hebammen verboten, Judenkindern die Nothtaufe zu ertheilen. Ueberhaupt sollte

kein Jude getauft werden ohne vorläufige Anzeige beim Gubernium. In allen Provinzen wurde die Zahl der geduldeten Judenfamilien vermehrt und die ärmeren wurden von der üblichen Vermögenssteuer befreit. Die Beschränkung der Familienvermehrung aber glaubte Joseph noch aufrecht erhalten zu müssen. Im Jahre 1789 wurde die Steuer aufgehoben, welche die Juden bis dahin entrichten mußten, um auch nur in ihren Wohnungen zu Gott beten zu dürfen. Es wurde ihnen nun unter gleicher Beschränkung wie den Protestanten die freie Religionsübung in eigenen Synagogen gestattet.

Auch in der Judenreform ist man seit Joseph nicht vorwärts gegangen. Noch immer besteht das unmenschliche Gesetz, daß in jeder Provinz nur eine bestimmte Zahl Juden heiraten dürfe, die übrigen also zum Cölibat, zur Unzucht verurtheilt bleiben. Noch immer gibt es in Oesterreich Städte, wo jeder Jude beim Eintritte eine Leibmauth bezahlen muß, wo kein Jude übernachten darf. Noch immer werden die Juden vor Gericht und besonders vor der hoch- und übermüthigen Polizei mit empörender Geringschätzung behandelt, noch immer wird ihnen auf Pässen und andern Urkunden manche entehrende Unterscheidung aufgezwungen. Die Juden erfüllen alle

Pflichten, sie tragen alle Lasten der Staatsbürger, sie haben sich zu jeder Zeit als treue Oesterreicher bewiesen und man verweigert ihnen die allgemeinen Bürgerrechte, man scheidet sie aus den Oesterreichern als eine erniedrigte fremde Kaste aus. Dies wird noch empörender dadurch, daß man einen so unehrenhaften Unterschied zwischen Arm und Reich macht. Reichen Juden ertheilt man Adelsvorzüge und Orden und den armen versagt man das gemeine Bürgerrecht, mishandelt an ihnen die allgemeine Menschenwürde. Freilich muß man hier mit schwerem Vorwurfe fragen, warum denn die reichen Juden ihren mächtigen Einfluß nicht zum Heile ihrer armen Glaubensgenossen geltend machen?

Joseph wußte es, daß alle Macht und Weisheit auf dem Throne ohne übereinstimmende Bildung im Volke unmächtig ist; daher sein unermüdeter Eifer für die Volksbildung. Um das eigentliche Volksschulwesen hat sich Joseph unsterbliche Verdienste erworben; er hat es in vielen Gegenden der Monarchie recht eigentlich erst ins Leben gerufen; während seiner kurzen Regierung wurden einige tausend Volksschulen gegründet.

In dieser Beziehung ist man, was die Zahl der Volksschulen betrifft, bis zum heutigen Tage rüstig

vorwärts geschritten; aber man ist dem Geiste nach auch auf dem nothwendig und zufällig beschränkten Standpunkte Josephs stehen geblieben. Joseph, der theils gezwungen, theils geneigt war, das Schulwesen wie alle seine Reformen despotisch einzuführen, gab demselben eine fast militärische Verfassung. Diese hat man beibehalten und mit ihr also auch die geistlose Maschinenhaftigkeit. Joseph konnte ferner die Volksschullehrer nicht gut dotiren und sie befinden sich noch bis zum heutigen Tage größtentheils in einem wahrhaft elenden Lebenszustande. So lange in diesem Punkte nicht gründlich abgeholfen ist, bleiben alle Versuche, das Schulwesen zu reformiren, fruchtlos.

Für die wissenschaftliche Bildung hat Joseph nichts besonders Wichtiges gethan und seine Nachfolger sind ihm hierin leider nachgefolgt. Die wichtigste Verfügung war wol die Einführung der deutschen Sprache bei den Vorlesungen. Aber eine Kanzel für deutsche Sprachwissenschaft und Literatur gründete Joseph nicht und leider besteht im ganzen deutschen Oesterreich noch heutzutag keine solche.

Am 5. Juni 1782 wurde der Eid über den Glauben an die unbefleckte Empfängniß Mariä, welchen bis dahin jeder Professor ablegen mußte, mit der Erklärung abgeschafft, daß ein Eid überhaupt nur

dann abgelegt werden sollte, wenn er eine gewisse Wahrheit zum Gegenstande und die Nothwendigkeit zum Beweggrunde hat.

Heutzutag wird den österreichischen Professoren zwar kein ähnlicher Eid abgefordert, aber streng römische Rechtgläubigkeit ist so sehr die unerläßliche Bedingung des Professorenamts, daß schon sehr oft die tüchtigsten Männer einer einzigen vernünftigen Aeußerung wegen Amt und Würde verloren haben. Ein rühmlich bekannter Professor der Physik hatte einmal viel Verdrießlichkeiten, weil er gelehrt, daß der Regenbogen schon vor der Sündflut erschienen ist!

Es ist ziemlich allgemein der Glaube verbreitet, daß Kaiser Joseph vollkommene Preßfreiheit gestattet habe. Dies war aber durchaus nicht der Fall. Die Josephinischen Censurgesetze unterscheiden sich dem Wortlaute nach fast gar nicht von den jetzt in Oesterreich geltenden. Der Unterschied zwischen jetzt und damals besteht nur darin, daß damals die Censurgesetze im Geiste Kaiser Josephs ausgeübt wurden, jetzt aber im Geiste Metternichs und Sedlnitzki's.

In dem Censurgesetze Josephs vom 11. Juni 1781 kommt folgende Stelle vor: „Kritiken, wenn es

nur keine Schmähschriften sind, sie mögen nun treffen, wen sie wollen, vom Landesfürsten an bis zum Untersten, sollen, besonders wenn der Verfasser seinen Namen dazu drucken läßt und sich also dadurch für die Wahrheit der Sache als Bürgen darstellt, nicht verboten werden, da es jedem Wahrheitliebenden eine Freude sein muß, wenn ihm solche auch auf diesem Wege zukommt."

Fast noch schönere Worte stehen in dem Censurgesetze von 1810, welches unlängst sogar ausdrücklich erneuert worden ist. „Kein Strahl des Lichts" — heißt es da — „woher er auch kommen mag, soll von Oesterreich abgehalten werden. Anständig vorgetragene Meinungen und Ansichten, wenn sie auch den herrschenden Regierungsgrundsätzen widersprechen, sollen darum nicht unterdrückt werden." Aber dies sind eben Worte, Worte, Worte!

Eine vortreffliche Verfügung Josephs war die vom 21. September 1782: „Reisende sind wegen der etwa bei sich habenden Bücher von aller Untersuchung frei zu lassen."

Diese humane und gastliche Verfügung wird leider heutzutag zur Schande Oesterreichs nicht mehr beobachtet.

Den herrlichsten Ruhm erwarb sich Joseph durch seine Reform der Unterthansverhältnisse.

Am 1. September 1781 erschien ein Patent, welches die Verhältnisse zwischen Unterthanen und Herrschaften genau regelte, der Eigenmacht und Willkür der Herren strenge Schranken setzte, den Unterthanen das Recht der Beschwerdeführung einräumte und die Kreisämter anwies, die Rechte der Unterthanen zu schützen. Zugleich wurden die Unterthansadvokaten eingeführt, welche die Unterthanen unentgeltlich vertreten mußten.

Schon Maria Theresia hatte durch das Roboth-Abolitionssystem von 1777 den Unterthanen die Last der Frohnen zu erleichtern gestrebt. Joseph setzte dieses edle Verfahren fort, er bestimmte für alle Provinzen genau die Zahl der Robothtage und die Art der Arbeit und ließ streng darüber wachen, daß kein Unterthan über die gesetzliche Vorschrift beschwert würde. Auch begünstigte er so viel als möglich die Ablösung der Roboth für mäßige Geldbeträge.

Am 1. November 1781 hob Joseph in allen nicht ungarischen Provinzen die Leibeigenschaft auf. Am 11. August 1785 geschah dies auch in Ungarn mit der Erklärung, daß „die persönliche Freiheit, welche jedem Menschen von der Natur und dem Staate aus

gebührt, auch in Rücksicht auf die Unterthanen allgemein eingeführt werden müsse."

Zu gleicher Zeit erschienen für die einzelnen Provinzen eigene Landgesindeordnungen und es wurde für alle nicht ungarischen Länder völlige Freizügigkeit eingeführt.

Die Unterthansverhältnisse sind heutzutag in Oesterreich fast durchaus noch so, wie sie Joseph geschaffen und gelassen; sie sind daher mit der Bildung, mit dem Staatsrechte, mit dem Volksbewußtsein der Gegenwart im Widerspruche. Auch in den deutschen Provinzen Oesterreichs, namentlich in Böhmen, Mähren und Schlesien, ist das Volk noch immer drückend mit Leistungen für die Grundobrigkeit belastet, von der es doch fast gar keinen Vortheil genießt. Die Ablösung der Roboth macht nur sehr geringe Fortschritte, weil die meisten hochadeligen Herrschaftsbesitzer diese Ablösung nicht wollen, indem sie in der Dienstpflicht der Unterthanen eine besondere Stütze des aristokratischen Ansehens erhalten zu müssen glauben. Die Klagen über Bedrückungen und Aussaugungen des Volks von Seite der herrschaftlichen Beamten werden immer lauter und allgemeiner und die Regierung zögert noch immer, in dieser lebensgefährlichen Sache gründliche Abhilfe zu leisten. Das

Recht der Unterthanen, sich bei dem Kreisamte zu beschweren, ist längst fast gänzlich unwirksam oder gar zum Nachtheile des Beschwerdeführers wirksam. Mehr als je herrscht nämlich jetzt in Oesterreich der Grundsatz, daß man den Untergebenen Unrecht leiden lassen müsse, um nicht das nothwendige Ansehen der Obrigkeit zu erschüttern. Was nun gar die ungarischen Länder betrifft, so ist dort, mit Ausnahme des siebenbürgischen Sachsenlandes, der Bauer ungeachtet der Josephinischen Gesetze und ungeachtet einiger Reformen der letzten Reichstage doch noch immer der Leibeigenschaft weit näher als der Freiheit.

Am 4. Jänner 1784 verbot Joseph den Handkuß und das Kniebeugen vor den Personen der kaiserlichen Familie und das Niederknien vor dem Landesherrn, „weil solches von Mensch zu Mensch keine passende Handlung ist und blos gegen Gott allein vorbehalten bleiben muß." Da dessenungeachtet die knechtische Unsitte des sogenannten Fußfalls nicht aufhören wollte, so verbot Joseph den Fußfall noch einmal allgemein und streng mit dem merkwürdigen Beisatz, daß das Aufhören dieser unpassenden Ehrenbezeigung ein sicheres Zeichen der gänzlich aufgehobenen Leibeigenschaft sein sollte.

Daß fortan in der österreichischen Kaiserfamilie

die freundlichste und ungezwungenste Leutseligkeit herrscht, ist allgemein bekannt. Eine vielgepriesene und allerdings nicht uninteressante Verfügung des verstorbenen Kaisers war es, daß die Offiziere der wiener Bürgermiliz zu den Hofbällen geladen werden. Zu hoch anschlagen darf man aber diese Gunst keineswegs, denn sie ist nicht dem Bürgerstande als solchem, sondern nur dem Offizierscharakter erwiesen.

Ein Werk, womit sich Joseph die vollen zehn Jahre seiner Regierung hindurch rastlos beschäftigte und durch welches er die wichtigsten und edelsten Zwecke zu erreichen hoffte, war die Steuerregulirung.

Joseph fand das Steuerwesen in der heillosesten Verwirrung, Unwirthschaftlichkeit und Ungerechtigkeit. Da aufzuräumen und neu zu gestalten war ein dringendes Lebensbedürfniß der Monarchie. Joseph ging mit der ihm eigenen begeisterten Rastlosigkeit daran.

Josephs Grundgedanken und Absichten hierbei waren folgende: Grund und Boden muß die Hauptlast der Staatsbedürfnisse tragen und die Grundsteuer ganz gleichmäßig vertheilt sein. Es soll ein Steuer-

system durchgeführt werden, welches die Staatsbedürfnisse dauernd deckt und zugleich den Unterthan so wenig als möglich belastet. Zugleich wollte Joseph durch sein Steuersystem die Frohnen und Naturalabgaben der Unterthanen an die Herrschaften beseitigen und durch eine geringe Geldsumme ersetzen.

Nachdem eine eigene Steuerregulirungs-Hofkommission eingesetzt, viele vorläufige Verordnungen erlassen und das ganze Land vermessen worden, erschien endlich am 10. März 1789 (also im letzten Regierungsjahre Josephs) das Steuerpatent für Böhmen, Mähren, Schlesien, Oesterreich ob und unter der Enns, Steiermark, Kärnten, Krain, Görz und Gradiska.

Im §. 3 dieses merkwürdigen Gesetzes hieß es: „Die ganze bisher unter dem Namen Contribution erhobene Entrichtung hat künftig einzig und allein als Grundsteuer auf Grund und Boden zu ruhen. Bei diesem Gegenstande der Belegung würde es wider die Billigkeit und unverkennbaren bessern Grundsätze streiten, auf Stand und Eigenschaft des Besitzers Rücksicht zu tragen und nach denselben einen Unterschied einzuführen oder beizubehalten; daher hierin eine durchgängige Gleichheit zu beobach-

ten ist.“ — Im zweiten Abschnitte, der von den herrschaftlichen Urbarialforderungen handelt, kam folgende Verfügung vor: „Der Endzweck des Staats, durch eine verhältnißmäßige Untertheilung der Grundabgaben die Gleichheit herzustellen und dadurch die Grundbesitzer bei Kräften zu erhalten, daß sie ihre Bürgerpflichten ohne Beschwerlichkeit zu tragen und ihre Emsigkeit nicht blos fortzusetzen fähig sein, sondern auch zu vermehren angeeifert werden sollen, könnte niemals erreicht werden, wenn nicht zu gleicher Zeit denjenigen Unterthanen, welche die Last der Forderungen ihrer Grund-, Vogt- und Zehentherren zu schwer drückt, Erleichterung verschafft würde. So sehr Wir demnach entfernt sind, in das Eigenthumsrecht der Obrigkeiten willkürlich einzugreifen, so fordert doch die Pflicht, durch welche Wir über die Erhaltung des Ganzen zu wachen verbunden sind, daß da, wo die bisherigen Giebigkeiten an die Obrigkeiten die Vermögenskräfte des Unterthans, die er aus Grund und Boden zieht, übersteigen, ein billiges Ziel und unabweichliche Schranken gesetzt werden.“

Dieses wohlgemeinte Gesetz verunglückte in der Ausführung vollständig. Es zeigte sich, daß die Vorarbeiten zu flüchtig, daß namentlich die Landesvermessung höchst unvollkommen und zum Theil sogar

betrügerisch gewesen. Die Herrschaftsbesitzer schrien über Verletzung ihrer wohlerworbenen Eigenthumsrechte, viele Bürger und Unterthanen klagten, daß sie jetzt mehr zahlen müßten als früher. Ueberall gab es Streit zwischen Obrigkeiten und Unterthanen und die zahllosen Feinde des edlen Kaisers erschöpften sich im bittersten Tadel über diese verunglückte Finanzoperation. Der Tod befreite den Kaiser von dem Schmerze über dieses Mislingen eines so großen und schwierigen Unternehmens.

Leopold II. hob dieses Steuersystem gleich nach seinem Regierungsantritte gänzlich auf und führte auch in dieser Beziehung wieder vollständig das Alte ein; ja er hielt es sogar für nothwendig und schicklich, das Andenken seines großen Bruders dadurch zu verletzen, daß er in seinem Aufhebungserlasse einen sehr strengen Tadel über das Josephinische Steuersystem aussprach. Kaiser Franz nahm die Hauptgrundsätze dieses Systems wieder auf und führte durch sie eine in vieler Beziehung preiswürdige Steuerregulirung durch. Vollendet ist jedoch das Werk noch immer nicht. Das Grundübel des jetzigen Steuersystems aber liegt in der Menge und Höhe der Abgaben. Die Steuerlast wird vom Volke allenthalben drückend empfunden und mit steigendem Unwillen ge-

tragen. Hier ist baldige gründliche Abhilfe dringend nothwendig.

Kaiser Joseph, der im vollsten und schönsten Sinne des Worts den Beinamen des Gesetzgebers verdient, gab seinem Reiche auch ein bürgerliches und ein Strafgesetzbuch.

Zuerst erschien 1782 die allgemeine Gerichtsordnung, um dem fürchterlichen Prozeßschlendrian, der bis dahin geherrscht, rasch ein Ende zu machen. Daran schloß sich noch im selben Jahre eine allgemeine Concursordnung, deren Zweckmäßigkeit am besten dadurch bewiesen wurde, daß die Advokaten gegen sie eine Vorstellung einreichten. Im November 1786 wurde das neue bürgerliche Gesetzbuch kundgemacht, war aber nicht vollständig, sondern behandelte blos die Personenrechte, um hier so rasch als möglich den drückenden Wust der mittelalterlichen Partikularrechte abzuschaffen. Auch gründete Joseph als zweite Instanzen die Appellationsgerichte.

Kaiser Franz strebte seinem großen Onkel rühmlich nach und gab schon im Jahre 1811 auf Grundlage des Josephinischen Gesetzes ein vollständiges allgemeines bürgerliches Gesetzbuch von fast durchgän-

giger Musterhaftigkeit. Es gilt noch heutzutag. Ein großer Uebelstand aber ist es, daß nicht auch zugleich eine neue Gerichtsordnung gegeben wurde, sondern neben dem neuen Rechte noch immer die alte, nun durch eine Fülle nachträglicher Verordnungen arg verwirrte Prozeßordnung gilt.

Im Jahre 1787 erschien Josephs Criminalgesetz. Im Vergleiche mit der fürchterlichen Theresianischen Halsgerichtsordnung mußte das neue Strafgesetz ungeachtet seiner vielen Mängel als ein entschiedener Fortschritt zur Gerechtigkeit und Humanität gepriesen werden. Joseph schaffte die Todesstrafe gänzlich *) ab und ersetzte sie durch das Schiffziehen. Dies ist maßlos getadelt worden, wobei weit weniger das Mitgefühl für die Verurtheilten als die Feindseligkeit gegen den Kaiser wirkte. Die Strafe des Schiffziehens will ich hiermit nicht vertheidigen, für die Abschaffung der Todesstrafe aber segne ich das Andenken des hochherzigen Kaisers. — Gleichheit vor dem Strafgesetz führte Joseph mit so strenger Consequenz durch, daß Hofräthe, Stabsoffiziere, Barone und Grafen gleich gemeinen Missethätern mit geschornem Haupte, in der Verbrecherjacke, mit Ketten an Hän-

*) Nur beim standrechtlichen Verfahren blieb sie.

den und Füßen in Wien die Gassen kehren mußten. Auch dies hat man bitter getadelt und Joseph ging bald davon ab. Allein jene Maßregel, so hart sie auch war, hat wesentlich genützt, indem sie den damals noch maßlosen Uebermuth des Adels einigermaßen demüthigte. Es war gut, daß Joseph jenes Verfahren aufgab; schlimm aber ist es, daß man heutzutag aus Schonung für hohe Familien vornehme Verbrecher entweder ganz straflos läßt, oder sie nur dadurch straft, daß man sie nöthigt, auf einige Jahre nach Paris zu gehen.

Kaiser Franz gab schon im Jahre 1803 ein neues, in vielen Stücken vortreffliches Strafgesetz. Aber mit der heutigen Strafrechtswissenschaft und mit dem jetzigen Rechts- und Ehrgefühle des Volks ist dieses Gesetz längst im Widerspruche. Man arbeitet auch schon seit vielen Jahren an einem neuen. Möge es ein wahrhaft und glücklich reformatorisches Strafgesetz werden!

Neben diesen großen Reformen erließ Joseph über das gesammte Polizei- und Amtswesen, über Münz-, Berg- und Forstgegenstände, über Handel und Industrie, kurz über jeden einzelnen Zweig des öffent-

lichen Lebens eine Fülle der wichtigsten, durchgreifend reformirenden Verfügungen und das Meiste alles Guten, dessen sich Oesterreich erfreut, verdankt es der Unermüdlichkeit, Menschenliebe und Gerechtigkeit Josephs. Was der kaiserliche Menschenfreund durch Gründung von Humanitätsanstalten, durch Waisen-, Gebär- und Krankenhäuser geleistet, das priesen und preisen Millionen dankbare Herzen.

Es war natürlich, daß Joseph ein besonderes Augenmerk auf diejenigen richten mußte, die seine Gehilfen im heiligen Amte des Regierens sein sollten. Die Untüchtigkeit, Verdrossenheit, Unredlichkeit, Verstocktheit der Beamtenkaste machte dem edlen Volkskaiser unzählige bittere Stunden. Der „papierne Staat“*) war ihm in tiefster Seele zuwider. „Ich habe ein ganzes Heer von Schreibern und doch geht nichts vorwärts!“ klagte einst Joseph, und die Oesterreicher haben noch heutzutag allen Grund zu einer ähnlichen Klage.

*) Der Kaiser selber gebraucht diesen Ausdruck in dem fünften Briefe an den ungarischen Kanzler. S. S. 178.

Im Jahre 1783 erließ Joseph an die Beamten eine Ermahnung, in welcher sich sein hochedler Sinn recht klar ausspricht und zugleich jenes Beamtenübel aufgedeckt wird, unter welchem Oesterreich damals gelitten und leider noch immer leidet. In diesem vom Kaiser selbst verfaßten Handbillet kommen folgende Stellen vor:

„Drei Jahre sind nun verflossen, daß ich die Staatsverwaltung habe übernehmen müssen. Ich habe durch diese Zeit in allen Theilen der Administration meine Grundsätze, meine Gesinnungen und meine Absichten mit nicht geringer Mühe, Sorgfalt und Langmuth hinlänglich zu erkennen gegeben; ich habe mich nicht damit begnügt, eine Sache nur zu befehlen, ich habe sie ausgearbeitet und entwickelt. Ich habe die von Vorurtheilen und eingewurzelter alter Gewohnheit entsprungenen Anstände durch Aufklärung geschwächt und mit Beweisen bestritten. Ich habe die Liebe, so ich fürs allgemeine Beste empfinde, und den Eifer für dessen Dienst jedem Staatsbeamten einzuflößen gesucht. Hieraus folgt nothwendig, daß, von sich selbst anzufangen, man keine andere Absicht in seinen Handlungen haben müsse, als den Nutzen und das Beste der größern Zahl.

Ich habe den Chefs Vertrauen geschenkt und Gewalt eingeräumt. Die Auswahl der Personen ist ihnen freigelassen worden. Schätzbare Wahrheiten habe ich von den Chefs, sowie von Jedermann immer mit Vergnügen vernommen. Täglich und stündlich war ihnen meine Thüre offen, theils um ihre Vorstellungen anzuhören, theils ihre Zweifel aufzuklären. Nun halte ich es für meine Pflicht und derjenigen Treue gemäß, die ich dem Staate in allen meinen Handlungen lebenslang widmen werde, daß ich mit Ernst auf die Erfüllung und Ausübung aller ohne Ausnahme von mir gegebenen Befehle und Grundsätze halte, welche ich bis jetzt nicht ohne Leidwesen so sehr vernachlässigt sehe, daß zwar viel befohlen und auch expedirt, aber auf die Befolgung und Ausübung auf keine Art gesehen wird. Daraus entsteht, daß so viele wiederholte Befehle erfolgen müssen und man dennoch von nichts versichert ist, ja nur die Meisten in so weit handwerksmäßig die Geschäfte behandeln, daß nicht in der Absicht, das Gute zu bewirken, sondern nur das Höchstnothwendige geleistet werde, um nicht in einen Prozeß zu gerathen und die Cassation zu verdienen. Auf diese mechanische, knechtische Art ist es unmöglich, mit Nutzen die Geschäfte zu betreiben.

Man beobachtet nicht, daß der Landesfürst durch seine Befehle nur seine Absicht zu erkennen gibt, seine Hof- und Länderstellen aber gemacht sind, seine Willensmeinung bestimmter zu erklären und alle Wege, welche zu deren richtiger, genauer und geschwinder Befolgung führen können, zu wählen. Ohne dieses Absehen wäre die Beibehaltung so vieler Stellen und der davon abhängenden Beamten die übelste Staatswirthschaft, weil mit vielen Kosten viele Leute gehalten würden, die mehr zur Verwirrung und Vereitelung der Geschäfte, als zu deren Befolgung und Beförderung dienen. Wenn diese Stellen nur materialisch verbleiben, nicht wirken und nicht nachsehen, so könnte keine wirthschaftlichere Einrichtung geschehen, als sie sämmtlich abzudanken und dadurch Millionen zu ersparen, welche an der Contribution nachgelassen würden und wovon der Unterthan eine viel größere Wohlthat verspürte, als ihm jetzt bei so schlechter Verwaltung von so vielen Beamten zugeht.

Aus diesem folgt, daß bei allen Stellen Jedermann einen solchen Trieb zu seinen Geschäften haben muß, er nicht nach Stunden, nach Tagen, nach Seiten seine Arbeit berechnen, sondern alle seine Kräfte anwenden muß, die Geschäfte vollkommen auszuführen. Wer nicht Liebe zum Dienste des Vaterlandes

und seiner Mitbürger hat, wer für Erhaltung des Guten sich nicht von einem besondern Eifer entflammt findet, der ist für Geschäfte nicht gemacht, nicht werth, Ehrentitel zu besitzen oder Besoldungen zu ziehen.

Eigennutz von aller Gattung ist das Verderben aller Geschäfte und das unverzeihlichste Laster eines Staatsbeamten. Der Eigennutz ist nicht allein vom Gelde zu verstehen, sondern auch von allen Nebenabsichten, welche das einzige wahre Beste, die aufgetragene Pflicht, die Wahrheit in Berichten und die Genauigkeit im Befolgen verdunkeln, bemänteln, verschweigen, verzögern oder entkräften.

Wer dem Staate dient, muß sich gänzlich hintansetzen. Aus diesem folgt, daß kein Nebending, kein persönliches Geschäft, keine Unterhaltung ihn von den Hauptgeschäften abhalten muß, und also, daß auch kein Autoritätsstreit, kein Ceremoniell, kein Rang ihn abhalten muß, zur Erreichung des Hauptziels das Beste zu wirken. Auf die beste Ordnung unter seinen Untergebenen zu sehen, heißt der Erste und Vornehmste sein; ob also Insinuata, Noten und dergleichen Kanzleisprünge oder Titulaturen beobachtet, ob in Stiefeln, gekämmt oder ungekämmt die Geschäfte geschehen, muß für den vernünftigen Mann ganz gleichgiltig sein.

Fälschlich werden die verschiedenen Branchen und Theile einer Monarchie untereinander verwickelt und verkannt. Schon vom Landesfürsten angefangen, dünkt sich jener schon der Mäßigste zu sein, welcher nicht wie viele Andere das Vermögen des Staats und der Unterthanen völlig als sein Eigenthum ansieht und glaubt, daß die Vorsehung Millionen Menschen für ihn geschaffen, und sich nicht träumen läßt, daß er für den Dienst dieser Millionen zu diesem Platze von der Vorsehung bestimmt worden; — und jeder von den Ministern hält sich schon für den Gewissenhaftesten, der nicht, um sich seinem Landesfürsten beliebt zu machen, die Plusmacherei zum einzigen Augenmerke nimmt. Ich betrachte die Finanzen nicht in diesem Gesichtspunkte mit dem großen Haufen, sondern ich erwäge hierbei, daß, da die Belegung und Benutzung der Gefälle willkürlich vom Landesfürsten und seiner Finanzstelle abhängt, ein jedes Individuum dergestalt mit blindem Vertrauen auf den Landesfürsten compromittirt, daß jeder nur in so weit belegt wird, als es die unumgängliche Nothwendigkeit der Sicherheit, die Verwaltung der Gerechtigkeit, die innere Ordnung und mehrere Aufnahme des ganzen Staatskörpers fordert. Sollte der Monarch nach hinlänglicher Versehung der Mo=

narchie in allen Theilen etwas Ansehnliches in den Ausgaben vermindern können, so ist er schuldig, in der Einnahme es durch Nachlässe zu vermindern, weil jeder Bürger nicht für den Ueberschuß, sondern nur für das Bedürfniß des Staats beiträgt.

In Geschäften zum Dienste des Staats kann und muß keine persönliche Zu- oder Abneigung den mindesten Einfluß haben. Alle müssen die nämliche Thätigkeit in Geschäften haben und zusammen ohne Rücksicht auf Rang oder Ceremonie die Geschäfte behandeln, einander besuchen, sich verabreden, einer den andern belehren.

Eigenliebe muß keinen Diener so weit verblenden, daß er sich scheue, von einem andern etwas zu lernen, er mag nun seines Gleichen oder geringer sein.

Jeder wahre Diener des Staats muß bei allen Vorschlägen, welche offenbar für das Allgemeine nutzbarer, einfacher und ordentlicher ausfallen können, nie auf sich zurücksehen, sondern sich stets nach dem großen Grundsatze benehmen, daß er nur ein einziges Individuum ist und daß das Beste des großen Haufens dasjenige eines jeden Particuliers und des Landesfürsten selbst weit übertreffe.

Dieses sind in kurzem meine Gesinnungen. Daß,

selbige befolgt zu machen, mich Pflicht und Ueberzeugung leitet, kann mein Beispiel beweisen; und daß ich selbige in Ausübung setzen werde, kann man versichert sein. Wer nun mit mir so denkt und sich als einen wahren Diener des Staats ganz mit Hintansetzung aller übrigen Rücksichten widmen will, für diesen werden vorstehende meine Sätze begreiflich sein und deren Ausübung jedem so wenig als mir beschwert fallen. Jener aber, der nur das seinem Dienst anklebende **Utile** oder **Honorificum** zum Augenmerk hat, die Bedienung des Staats aber als ein Nebending betrachtet, der soll es lieber voraussagen und sein Amt verlassen, zu dem er weder würdig noch gemacht ist, dessen Verwaltung eine warme Seele für des Staats Beste und eine vollkommene Entsagung seiner selbst und aller Gemächlichkeit fordert."

Mit hoher Bewunderung, mit innigster Liebe und Verehrung müssen wir das Leben dieses hochherzigen Kaisers betrachten, der sich mit einer Thätigkeit und Aufopferung ohne Gleichen seinem hohen Berufe hingegeben, der sich durch keine Schwierigkeiten zurückschrecken, durch die bittersten Erfahrun-

gen, durch den schmählichsten Undank nicht abhalten ließ, wahrhaft bis zum letzten Hauche seines Lebens im edelsten Sinne des Worts ein Kaiser zu sein.

Heutzutag ist auch jedem denkenden und ehrlichen Oesterreicher das Andenken Josephs ein heiliges. Was auch Jesuiten und Liguorianer schmähen mögen und wenn auch die österreichische Censur bis in die jüngste Zeit herab dem Ruhme des Kaisers vernichtend entgegenwirkt, dennoch wissen es die Oesterreicher, daß Joseph der größte Regent seines Hauses gewesen, daß er das Höchste und Edelste gewollt.

Die Lüge der Zeloten wird zu Schanden vor dem Bewußtsein der Völker. Die Oesterreicher wissen es und sprechen es laut und immer lauter aus, daß Alles in Oesterreich besser wäre, wenn ein Joseph regierte, oder wenigstens im Geiste Josephs regiert würde.

„Steig herunter, Seppl, und laß den Franzl reiten!“ so sprach das wiener Volk zu Josephs ehernem Standbilde, obwol das gute wiener Volk den guten Kaiser Franz lieb hatte.

Ich saß einst in einem Gasthause einer wiener Vorstadt. An einem Tische sprachen alte, graue wiener Bürger vom Kaiser Joseph. „Ja, wie wir ihn gehabt haben, unsern Joseph“ — sprach einer — „da

haben wir ihm in unserer Verstocktheit das Leben verbittert und jetzt möchten wir ihn gern mit unserm Herzblute lebendig machen!"

„Die Adeligen und die Pfaffen haben ihn umgebracht", sagte ein anderer.

„Und wir haben den Adeligen Komplimente gemacht, haben den Pfaffen die Hände geküßt und sind vor dem Papste auf den Knien herumgerutscht!"

Anhang II.

Geheime Anekdoten von einem der größten Monarchen des 18. Jahrhunderts.

Wörtlicher Abdruck eines im Jahre 1799 von der Censur verworfenen Manuscripts.



Vorwort.

Es sind vom Kaiser Joseph so viele wahre und erdichtete Anekdoten im Umlaufe, daß es ganz unmöglich ist zu entscheiden, ob die folgenden kleinen Erzählungen aus dem Leben des Kaisers wirklich noch geheime Anekdoten seien. Ich kann nur so viel versichern, daß mir von den 50 Anekdoten keine einzige bekannt gewesen. Sie folgen hier im unveränderten Abdrucke des alten Manuscripts', weil durch die eigenthümliche Auffassung und Darstellung auch die etwa bekannten Skizzen neues Interesse erhalten dürften.

Einem kurzen Vorworte des Manuscripts zufolge rührt die Sammlung von einem Manne her, der mehre Jahre am Hofe des Kaisers gedient.

Eine besondere geschichtliche Merkwürdigkeit erhalten diese, den Kaiser durchaus verherrlichende Er-

zählungen dadurch, daß ihnen im Jahre 1799, also neun Jahre nach dem Tode des Kaisers, die Druckbewilligung verweigert worden.

Merkwürdig bezeichnet wird die traurige Reaktion jener Zeit auch besonders dadurch, daß der Verfasser nicht nur sich selbst nicht zu nennen wagte, sondern daß er auch den Kaiser nicht namentlich anführt, sondern im Titel von „einem der größten Monarchen des achtzehnten Jahrhunderts“, in den Anekdoten aber immer nur von dem „Monarchen“ spricht und auch keine bestimmte Ortsangabe räthlich findet.

1.

Ein junger Mann, der Geheimschreiber eines Mini-
sters war, entdeckte dem Monarchen einen Fehltritt
von nicht geringer Folge, welchen der Minister wi-
der den Staat zu begehen Anstalt machte. Der Mo-
narch überzeugte sich durch die geheimen Nachfor-
schungen seiner Vertrauten und belohnte den Anzei-
ger sehr reichlich. Der Minister gewahrte bald sei-
nen Verräther und entließ ihn aus seinen Diensten
unter ganz edel scheinenden Vorwendungen. Der
brotlose und allgemach bei allen sogenannten Großen
verächtlich gewordene junge Mann ward endlich noth-
gedrungen, sein Schicksal dem Monarchen wehemü-
thigst vorzustellen. Dieser nahm um so mehr An-
theil an der Lage des Bedrängten, als er schon aus
mehrmaligen Klagen davon überzeugt war, daß der-
gleichen Leute immer die Verachtetsten im Staate zu

werden hätten. Er fragte ihn daher, wie ihm zu helfen wäre? Die Antwort des Unglücklichen war: Allergnädigster Monarch! Meine Aufnehmung in die Dienste des Ministers ist Bürge für meine Fähigkeiten und meine Entlassung ein Beweis meiner Treue gegen Eure Majestät und den Staat. Zu dem besitze ich in lateinischen, deutschen, französischen, englischen und italienischen Aufsätzen eine geprüfte Fertigkeit und führe eine der schönsten Handschriften in der Monarchie. Ich bitte daher fußfälligst, Eure Majestät geruhen mich in Ihre geheime Kanzlei allergnädigst aufzunehmen. Der Monarch fiel ihm mit einem majestätischen Erstaunen also in die Rede: Wo denken Sie hin, lieber Freund! In meiner Kanzlei gibt es weit wichtigere Geheimnisse als in jener des Ministers, und ich muß mich daher um so mehr gegen jede Verrätherei versichern, als ich in keiner Sprache, die Sie nicht verstünden, irgend etwas ausfertigen könnte.

2.

Um sein geheimes Kabinet gegen jede Verrätherei, die aus Geldsucht entstehen dürfte, sicher zu stellen, erklärte sich der Monarch allen seinen Kabinetsoffizianten, daß er, im Falle sie sich ausweisen könnten, daß ein auswärtiger Hof irgend ein Geheimniß bei ihnen ausforschen wollte, jedem diesfälligen Anzeiger zweimal so viel, als ihm dafür angetragen sein würde, alsogleich erlegen werde. Nach einigen Wochen wies dem Monarchen einer seiner ersteren Offizianten ein Billet von einem auswärtigen Gesandten, in welchem dieser tausend Dukaten anträgt, wenn er ihm auf eine gewisse Frage eine zuverläßliche Antwort ertheilen wollte. Der Monarch brachte alsogleich dem Anzeiger zweitausend Dukaten, welcher aber dieselben keineswegs annehmen wollte, indem er immer darauf verharrte, daß er seiner Pflicht gemäß gehandelt hätte. Der Monarch hingegen zwang ihn, das Versprochene anzunehmen. Da der Offiziant seinem Befehle folgte und das Geld übernahm, sagte ihm der Monarch:

Es ist doch sonderbar, daß man gerade nur zu Ihnen so ein Zutrauen hatte, da Sie doch ohnedies schon in einer kurzen Zeit unter allen meinen Kabinetsbeamten der reichste geworden sind.

3.

Ein Unterbeamter beklagte sich bei dem Monarchen über eine schändliche Mishandlung, die der Vorsteher des Departements, wo er zu arbeiten hatte, an ihm blos deswegen beging, weil er es demselben zu verstehen gab, er müßte sich eine Anzeige zur Pflicht nehmen, wenn gewisse Ausfertigungen mit so auffallend ungerechten Geldschneidereien fortgesetzt würden. Der Monarch ließ den Vorsteher alsogleich zu sich berufen und der Unterbeamte mußte in dessen Gegenwart seine Klage wiederholen. Wie aber der junge Mensch den Erziehungsfehler hatte, sich etwas zu platt auszudrücken, so entfiel ihm unter andern auch das Wort Schurkenstreich. Der Vorsteher fiel ihm aufbrausend in die Rede und sagte: Hören Sie! Sie vergessen sogar in Gegenwart des Monarchen der schuldigen Ehrfurcht und werfen hier an dem geheiligten Orte mit Schurken herum! Der Monarch schlug den Unterbeamten lächelnd auf die Achsel

und sagte: Reden Sie immer fort, wie Sie angefangen hatten; denn, wofern die Schurken sich erkühnen in diesen geheiligten Ort einzutreten und sich vor das Angesicht des Monarchen zu stellen, so darf ein ehrlicher, redlicher Mann hier minder Bedenken tragen, eine Sache auch mit ihrem ganz eigenen Namen zu benennen.

4.

Es liefen einst zwei Kuriere fast zu gleicher Zeit von zwei verschiedenen Höfen ein. Es ward von beiden Höfen die nämliche Frage an den Monarchen gesetzt: Da es das Interesse ihres Hofs erforderte, so müßten sie es wissen, was der Aufenthalt einer gewissen Dame an seinem Hofe eigentlich zu bedeuten habe? Der Monarch schickte alsogleich an beide Höfe einen seiner Kabinetskuriere ab mit der Antwort: Da es das Interesse seines Hofs erforderte, daß der Aufenthalt dieser Dame an seinem Hofe für alle auswärtige Höfe dermalen noch ein Geheimniß verbleiben solle, so habe er sich noch zur Zeit von jedem Hofe, der so eine Frage an ihn zu stellen sich die Freiheit nimmt, um so mehr für beleidigt zu hal-

ten, als man es einem Monarchen zumuthen will, daß er selbst der Verräther seiner Monarchie — Monarchie im echtesten Verstande des Worts genommen — sein sollte.

5.

Der Monarch beherrschte unter andern ein Land, dessen Stände sich anmaßten, ihren Fundamentalgesetzen gemäß die gesetzgebende Macht mit dem Monarchen theilen zu können. Ein Großer dieses Landes lag immer dem Monarchen in Ohren, er solle gegen die Stände eine unbeschränkte Souverainetät behaupten und ohne sie nach eigenem Belieben Gesetze geben und Befehle ergehen lassen. Der Monarch bezeigte ihm auch jederzeit seine Zufriedenheit über diese seine gute Gesinnung. Einstens kam der Große wieder und, nachdem über eben diesen Gegenstand ein langes Gespräch vorausging, ließ eine Dame aus ebendemselben Lande den Monarchen um eine Audienz bitten. Der Rathgeber fing unbefragt alsogleich an, dem Monarchen die ungemein ausnehmende Schönheit dieser Dame anzurühmen, und vergaß sich dermaßen dabei, daß er unter Anderem behaupten wollte: Wenn die Dame an einem andern Hofe

wäre, würde sie sonder Zweifel das Glück einer sogenannten erklärten Maitresse zu genießen haben. Der Monarch fiel ihm mit einem majestätsvollen Blick in die Rede: Wie, sprechen Sie nicht Französisch? Ja, Eure Majestät! ich spreche gut Französisch. Dies scheint mir nicht, denn sonst müßten Sie ja die echte Bedeutung des Worts Maitresse wohl verstehen und als ein so gut rathender Staatsmann wohl wissen, daß eine Gebieterin sich mit einer unbeschränkten Souverainetät nicht vertragen kann. Nach diesen Worten ging der Monarch zur Thüre und befahl, der Dame zu sagen, sie solle sich mit ihrer Angelegenheit an den Großen des Landes wenden, der ebenitzt bei ihm wäre und den er deswegen alsogleich nach Hause schicken würde.

6.

Der Kriegsminister machte dem Monarchen nach einem langjährigen Kriege die Vorstellung, es wäre wirklich schon an der höchsten Zeit, dem Kriege ein Ende zu machen, indem die Kassen bereits zu sehr erschöpft wären, um denselben mit gutem Erfolge

fortsetzen zu können. Der Monarch antwortete ihm: Mein Lieber, mir scheint vielmehr, daß die Kassen von der feindlichen Seite erschöpft sein müssen, weil Sie mir erst nach so vielen Jahren diesen Rath geben!

7.

Der Monarch ließ durch seinen bei einem auswärtigen Hofe bevollmächtigten Minister jenen Monarchen seines vor einigen Jahren in Betreff einer gewissen gegenseitig einverstandenen Negotiation gegebenen Wortes freundschaftlichst erinnern. Der auswärtige Monarch nahm diese Erinnerung mit einem unanständigen Hohnlächeln auf und erwiderte: Es zieme einem König, der mehrere Millionen Unterthanen zu beherrschen hätte, keineswegs, daß er noch ein Sklave seines Wortes sein sollte. Bald darauf fügte es sich, daß eben dieses Königs Gesandter dem Monarchen eine wichtige Proposition zu machen hatte. Der Monarch antwortete: Ganz recht, mein Herr Gesandter! Wer ist mir aber Bürge für diese Ihre Verheißungen? Der Gesandte stutzte anfangs über diese unerwartete Frage, doch faßte er sich sehr bald wieder

und sagte, was er natürlicherweise sagen mußte: Mein König. Der Monarch schüttelte den Kopf und fragte mit der Miene des Bedenkennehmens: Und wer ist mir Bürge für Ihren König?

8.

Eine Frau kam einstens zur Audienz und brachte ihre Beschwerden in Betreff der ihr in Prozeßangelegenheiten nicht gesetzmäßig, wie sie vorgab, gepflogenen Gerechtigkeit dem Monarchen ganz oratorisch vor. Der Prozeß betraf die Schulden, welche die Frau verhältnißwidrig mit ihren Einkünften muthwillig machte und wovon der Monarch schon benachrichtigt war. Er fragte sie ganz mildreich, wer sie wäre? Sie aber antwortete mit einer stolzen Miene: Ich bin eine Hofräthin. Der Monarch fragte sie hierauf mit einem Anschein des Mitleidens: Warum wenden Sie sich nicht an Ihren Monarchen? Dadurch keineswegs betroffen erwiderte sie ebenso stolz wie vorher: Das thue ich ja eben itzt, da ich mich an Eure Majestät wende. Nein, meine Liebe, ant-

wortete der Monarch, dies kann nicht so sein, wie Sie sprechen, denn an meinem Hofe gibt es keine Räthinnen. Ich habe nur Räthe. Und hiermit ließ er sie abgehen.

9.

Ein Minister, der vielleicht der einzige war, welcher sich den Liebling des Monarchen hätte nennen können, wenn er nicht bei verschiedenen Beförderungsgelegenheiten so sehr auf seine sechzehn Ahnen gepocht hätte, stellte einst dem Monarchen mit ehrfurchtvollster Freimüthigkeit das Kolossalische seiner Systeme vor. Er schilderte ihm sehr lebhaft die Unmöglichkeit der vollständigen Ausführung derselben durch die kurze Lebenszeit eines einzelnen Menschen ab und nahm zuletzt das Gleichniß von den allzu großen Gebäuden, welche vor dem Tode des Bauenden nicht ganz ausgeführt, nach dessen Tode aber von seinen Nachfolgern entweder nicht fortgebaut oder gar abgerissen zu werden pflegen; daß es daher ewig Schade wäre, seinen Nachruhm bei der Nachwelt so geflissentlich auf das Spiel gesetzt zu haben. Der Monarch antwortete ihm lächelnd: Auch wir

sind die Nachwelt von jenen, die vor uns waren; und, nicht wahr, wir bewundern gemeiniglich weit mehr die Ruinen, als die Zeitgenossen die Gebäude selbst bewundert hatten? Und endlich, mein Lieber, wenn Ihr Urvater Alles allein vollenden, sich nicht blos mit dem Anfangen begnügen und auch seinen Nachfolgern etwas zum Fortbauen hätte überlassen wollen, wie könnten Sie dermalen sechzehn Ahnen zählen?

10.

Der Monarch reiste einstens zur Herbstzeit durch eines seiner Länder, in welchem der Adel von aller Steuer und Gabe frei war und überhaupt dem König nichts zu zahlen hatte. Ein rauher Nebel und die einfallende Nacht bestimmten den Monarchen, nicht weiter zu fahren, sondern in dem nächstgelegenen mittelmäßigen Orte verbleiben zu wollen. Er stieg im Gasthause ganz incognito ab. Da er vor demselben eine Trommel rühren hörte und vernahm, daß unweit eine herumirrende Schauspielergesellschaft in einer Hütte heute ein prächtiges Schauspiel aufführe, hüllte er sich in einen Mantel ein und eilte auch dahin. Vor der Hütte saß der Kassirer von einer Menge des

Pöbels umrungen. Er fragte denselben: Freund, was wird heute gespielt? Der Kassirer: Eure Excellenz, ein hier noch nie gesehenes Schauspiel, betitelt Prinz Schnudi und Prinzessin Eva Kathel. Der Monarch: Und wie sind die Preise? Der Kassirer: Der erste Platz zahlt 7 Kreuzer, der zweite 3 Kreuzer, der dritte 1 Kreuzer. Der hohe Adel zahlt nach Belieben. Der Monarch: Und was pflegt wol so ohngefähr der hohe Adel zu bezahlen? Der Kassirer: O, Eure Excellenz, der hohe Adel häuft sich, seitdem wir hier spielen, von allen herumliegenden Ortschaften in großer Zahl an und es fliegen nicht nur Gulden, sondern auch manche Dukaten ein. Der Monarch: Freund, wenn Ihr die Wahrheit sprecht, so ist der hohe Adel viel raisonnabler gegen Euern Prinz Schnudi, als gegen seinen eigenen König. Der Kassirer: Das mag wol sein; denn, wie ich höre, so gefallen dem hohen Adel die Schauspiele ihres Königs nicht. Der Monarch wandte sich um und verschwand unter der Menge des Pöbels.

11.

Die Aufklärung befaßte sich unter der Regierung des Monarchen mit so übereilten Schritten, daß sich das Bauernvolk hier und dort in Rücksicht der natürlichen Gleichheit der Menschen in sehr auffallenden Ausdrücken öffentlich zu äußern kein Bedenken trug. Daher kam es auch, daß fast kein Tag verging, wo nicht mehre Bauern aus verschiedenen Gegenden sich bei dem Monarchen über ihre Grundherrschaften beschwert hätten. Einstens kam eine ganze Rotte. Es waren alle aus einem Dorfe und nannten sich Deputirte ihrer Gemeinde. Der Monarch hörte sie an, fand aber ihre Anklage größtentheils sich selbst widersprechend. Er suchte ihnen dieses begreiflich zu machen; allein je liebreicher der Monarch in seinen Ausdrücken war, desto hitziger und unanständiger benahmen sie sich in ihren Antworten. Sie vergaßen sich so weit, daß sie sich äußerten: sie könnten es keineswegs begreifen, warum es große Herren gäbe, da doch alle so gut als die Bauern Kinder Evens wären. Hier fiel ihnen der Monarch in die Rede: Meine lieben Männer, man kann immer ein großer

Herr und doch zugleich auch ein Kind der Eva sein. Ich glaube euch schon seit so vielen Jahren her davon überzeugt zu haben, denn ich esse mein Brot gewiß sauer genug. Indessen bekenne ich euch, daß ich selbst schon lange mit dem Plane umgehe, wie die Gleichheit unter allen Menschen eingeführt werden könnte; allein so eine wichtige Sache kann von einem einzigen Menschen nicht sogleich ins Werk gerichtet werden. Die Bauern schrien übermüthig auf: Da sind wir schon, Eure Majestät! Wir und alle Bauern halten mit. Ich sehe es schon, erwiderte der Monarch, daß eure Gemeinde eine der vernünftigsten sei; fanget ihr daher an und theilet eure Häuser, Aecker, Wiesen, Ochsen, Kühe, Pferde und, mit Einem Worte, Alles, was Namen hat, so unter euch aus, daß Jeder von euch gerade so viel als der Andere haben solle. Es werden bald andere Gemeinden und endlich auch die großen Herren euerm Beispiele folgen. Die Bauern stutzten über diese Rede; einer aber faßte sich und sagte: Das Ding wird nicht gehen, denn die großen Herren würden sich schämen, daß die Bauern gescheidter sein sollten als sie. Die großen Herren richten sich immer nur nach dem Hof und ich wollte wetten, sie thäten ihm das Ding auch nachmachen.

12.

Einem hohen Kriegsbeamten, der in seinen jüngern Jahren — man weiß zwar eben nicht durch was — das Vorurtheil für sich hatte, als wäre er in der Kriegsbaukunst der größte Meister, trug der Monarch den Bau einer Grenzfestung auf. Die von seiner Geschicklichkeit vorgefaßte Meinung war sogar die Ursache, warum selbst der Monarch vor der gänzlichen Herstellung der Festung dieselbe nicht zu sehen verlangte, sondern endlich auf das angenehmste überrascht zu werden hoffte. Der Bau war vollendet und die Festung war dem Spotte aller einheimischen und fremden Kenner ausgesetzt, sodaß sogar der gemeine Kriegsmann zu sagen sich erkühnt hatte, die Besatzung dieser Festung werde vermuthlich aus lauter Flügelmännern bestehen. Nach einigen Jahren ward der Monarch in einen sehr blutigen Krieg verwickelt. Es war nur um die Zerstörung einer feindlichen Grenzfestung zu thun und der Feind würde sich auf alle Fälle haben ergeben müssen. In der Kriegsconferenz ernannte der Monarch den obbemeldeten hohen Kriegsbeamten zum Belagerer dieser Festung. Da aber dieser immer gern weit vom

Schusse war und daher unter tausend lächerlichen Vorwendungen diese hohe Ehrenstelle verweigerte, sagte ihm der Monarch: Genug! Sie haben Ihre Geschicklichkeit, eine Festung zu ruiniren, aller Welt schon zur Probe gelegt; Sie sind daher dem Staate schuldig, auch hier sich als Zerstörer auszuzeichnen. Eilen Sie also, den Lohn Ihres Verdienstes zu empfangen.

13.

Das Weib eines im Dienste des Monarchen stehenden braven Mannes kam wie eine Furie zur Audienz. Um Gottes willen, schrie sie, schaffen mir Eure Majestät den gottlosen Kerl, meinen Mann, vom Halse; denn der Erzknicker will nichts auslassen und, da ich dieses nicht leiden will und ihm recht über's Maul fahre, so erkühnt sich der Flegel, mich sogar zu prügeln. Der Monarch antwortete ihr ganz gelassen: Mein Kind, was ihr Eheleute miteinander habt, das geht mich nichts an. So? so? schrie sie fort, Eure Majestät müssen aber wissen, daß der schlechte Mensch auch selbst über Eure Majestät geheiligte Person auf die schändlichste Art sein loses

Maul ausleert. Der Monarch fiel ihr ebenso gelassen wie vorher in die Rede: Mein Kind, was ich und mein Diener miteinander haben, das geht Sie nichts an.

14.

Ein benachbarter König fing mit dem Vorfahrer des Monarchen einen Krieg an, welcher aber bald wieder mit einigem Vortheile des Königs beigelegt wurde. Da der Monarch zur Regierung kam, fügte es sich, daß er durch das Land jenes Königs eine Reise vornahm, der ihn nebst andern Ehrenbezeigungen auch in die Akademie der bildenden Künste führte, allwo er ihm unter vielen andern Kunststücken auch zwei Büsten, eine von ihm und eine von seinem Vorfahrer, mit dem er jenen Krieg hatte, vorzeigte. Von da fuhren sie mitsammen auf den Ort, wo das ganze Kriegsvolk des Königs beisammen gestanden und verschiedene Kriegsübungen vorgenommen hatte. Der Monarch bewunderte und beehrte dieselben mit vielem Beifalle. Der König, von seiner Jugend her etwas an das Sarkastische gewöhnt, sagte, anstatt das Compliment zu erwidern, mit einer ins Hohnlächeln fallenden Miene dem Monarchen: Aber die Büsten,

die Büsten, nicht wahr, fielen auch gut aus? Meine Leute treffen immer so ziemlich gut. Der Monarch merkte alsogleich den gröbern Hintertheil dieser äußern Feinheit und antwortete mit einer ganz gefälligen Miene: Vielleicht werden auch meine Leute bald Gelegenheit zu der Ehre finden, auch Sie, und zwar in ganzer Mannesgröße, ebenso richtig zu treffen. Hierauf sagte der König mit anscheinender Herablassung: Hierzu bin ich einmal schon zu alt und ich habe zu viele Falten, als daß ich mehr so leicht zu treffen wäre. Man weiß es aber, erwiderte der Monarch, daß die Natur manchmal von der Kunst übertroffen werde. Wie die Meister manchmal von ihren Schülern, setzte der König hinzu. Zu viel Ehre für mich von so einem Kenner, sagte hierauf der Monarch, und ich werde mir alle Mühe geben, mich derselben würdig und auch dem Meister Ehre zu machen.

15.

Eine Dame aus einem der höchsten Stammhäuser in der Monarchie hatte sowol wegen ihres hohen Alters als auch wegen ihrer ausgebreiteten Kenntnisse und ausgezeichneter Beurtheilungskraft den Vorzug

vor allen andern Damen und man kann auch sagen vor vielen andern Männern bei dem Monarchen. Er brachte durch mehrere Jahre die meisten seiner Nebenstunden mit ihr zu. Einstens saß er im Kreise ihrer ganz zahlreichen Anverwandten beiderlei Geschlechts bei ihr und sagte, vermuthlich um der Familie Freude zu machen, ihr sehr viel Schönes ins Gesicht. Die alte Dame, sonst sehr klug und bescheiden in ihrer Redensart, sagte itzt: So sehr mich immer der Himmel beglückt hatte, so wünschte ich doch von ihm für diesmal noch eine Gnade, meine Jugend, zurück. Der Monarch sagte wie betroffen hierauf: Und ich wünschte mir von Gott, daß ich schon ein hohes Alter erreicht hätte! O warum dies? fiel ihm die Dame in die Rede. Ich glaube, erwiderte der Monarch, daß, wenn ich alt wäre, jene Ehrfurcht, welche ich alten Leuten bezeige, auch Andere gegen mich nicht außer Acht lassen würden.

16.

Der Monarch ritt einstens sehr heftig einen steilen Weg hinab, sodaß er gefährlich gestürzt wäre, wenn ihn sein Reitknecht nicht aufgehalten hätte. Ein hoher Hofbeamter, dem der Monarch selbst diesen Fall er=

zählte, bat ihn, er wolle nicht vergessen den Reitknecht zu belohnen. Der Monarch sagte ihm hierauf ganz leise ins Ohr: So etwas läßt sich nicht belohnen. Und überhaupt müssen Sie wissen, daß ein Monarch gegen Leute niederer Classe sich niemalen verrathen solle, was er ihnen zu verdanken habe, denn so etwas hat schon oft sehr böse Folgen gehabt. Indeß, wenn ich nach einer längern Zeit bemerken werde, daß der Reitknecht diesen meinen Fall Niemanden entdeckt hat, so werde ich seine Verschwiegenheit reichlich zu belohnen wissen.

17.

Ein auswärtiger Fürst sprach einstens mit dem Monarchen über verschiedene ihre Staaten betreffende Punkte, wobei aber jener sich etwas zu viel anmaßte. Unter Anderm wollte er behaupten, das größte Land, welches der Monarch beherrschte, wäre größtentheils von Völkern bewohnt, welche vor einigen Jahrhunderten aus einem seiner dermals wüsten Ländereien ausgewandert und von eben diesem Lande durch das Recht der Waffen Besitz genommen hätten. Hievon, setzte er endlich hinzu, ließe sich auch noch etwas spre-

chen. Der Monarch antwortete ihm: Hievon läßt sichs ganz kurz sprechen. Wenn es Ihnen beliebig ist, so werde ich nach einigen Wochen diese Völker sammt ihrem Rechte der Waffen dorthin, woher sie kamen, zurückschicken. Denn das Land selbst, welches diese Völker bewohnen, gehörte doch nie zu Ihren Ländereien, nicht wahr? Es hat aber, fuhr der Fürst weiter fort, einer meiner Gelehrten in einer juridisch=diplomatischen Dissertation einleuchtend erwiesen, daß eben darum, weil es meine Völker waren, die dieses Land erobert hatten, ich, wie auf die Völker, also auch auf das Land selbst rechtliche Ansprüche machen könne. So eine einleuchtend beweisende Dissertation, gab der Monarch zur Antwort, verdiente wol auch eine reichliche Belohnung? Ich ließ ihm, sagte hierauf der Fürst, tausend baare Goldgulden dafür bezahlen. Dies, erwiderte der Monarch, scheint mir für die Eroberung eines so großen Landes zu wenig gewesen zu sein; ich hätte ihm tausend Dörfer in diesem Lande gegeben, sobald dasselbe mein geworden wäre.

18.

Der Monarch ließ in der Hauptstadt einer seiner Provinzen ein großes und ziemlich massives Gebäude aufführen, dessen ganze sonderbare Eintheilung die Ursache war, daß man keinen Grund fand, es zu behaupten, zu welchem Endzweck diese Maschine eigentlich bestimmt sein könnte. Einige wollten ein allgemeines Krankenhaus, einige ein Staatsgefängniß, einige gar ein Narrenhaus errathen; allein zu allem Dem war es doch Allen zu prächtig gebaut und so blieb es immer noch für Alle ein Räthsel. Ein Großer dieser Provinz sagte bei so einer Rathsversammlung: Dieses Haus ist das lebhafte Ebenbild der Regierung des Monarchen. Diese Rede kam dem Monarchen zu Ohren. Da der Große bald darauf seines Amts wegen zu dem Monarchen kam, fragte ihn derselbe am Ende des Gesprächs: Sagen Sie mir doch, was halten wol Ihre Landsleute von dem Hause, welches ich bei ihnen aufführen lasse? Alle meine Landsleute können nicht klug daraus werden, gab der Große zur Antwort. Hierauf sagte ihm der

Monarch: Dies thut mir sehr leid; ich hätte doch immer gehofft, Ihre Landsleute sollten, wo nicht durch meine Regierung, doch wenigstens durch das Ebenbild meiner Regierung klug werden.

19.

Auf einer Reise durch seine Provinzen fiel dem Monarchen ein alter Ackersmann auf, der sehr schwer seinen Pflug führte. Der Monarch stieg aus seinem Wagen und versuchte diese harte Arbeit. Er grub eine Furche hinauf und eine herab, bedauerte und beschenkte den alten Mann, der ihm unter andern gefühlvollen Danksagungen auch ein hohes und frohes Alter wünschte. Der Monarch fiel ihm mit einem Seufzer in die Rede: O mein lieber Alter, ich bin noch jung und fühle die Last des Pfluges, den ich zu führen habe, schon so schwer; in einem hohen Alter würde ich derselben wol gar unterliegen müssen. O nein, erwiderte der Bauer, auf eine mühevolle Jugend muß ein frohes Alter folgen; denn wie man in der Jugend gesäet hat, so erntet man im Alter. Lebe wohl, sagte hierauf der Monarch, lebe wohl, guter Mann, und wiederhole diese Lehre, so oft du kannst, deinen Nachfolgern.

20.

Ein allgemein beliebter Rechtsfreund beklagte sich bei dem Monarchen über den ungerechten Verlust des Prozesses, den er für eine arme Familie gegen eine reiche geführt hatte. Der Monarch hörte die Beschwerden des Rechtsfreundes aufmerksam an und fand sie allerdings gegründet. Er fragte ihn daher, ob nicht etwa die Justizstelle von der Gegenpartei sei bestochen worden? Der Rechtsfreund antwortete mit einer anständigen Freimüthigkeit: Eure Majestät geruhen es mir nicht zur Ungnade zu nehmen, wenn ich behaupte, daß nicht der Richter, sondern das Gesetz daran schuld sei; denn nach dem Buchstaben des Gesetzes konnte die Gegenpartei ebenso wie die meinige den Prozeß gewinnen. Auf diese Art, sagte der Monarch, bin ich ja der glücklichste Gesetzgeber; denn wider ein Gesetz, wo Jedermann gewinnen kann, soll und wird sich doch Niemand beklagen können? Der Rechtsfreund ging, über diese Rede ganz bestürzt und mit einigen Geberden des Unwillens, seines Wegs fort. Indessen ließ der Monarch nach vorhergehender Berathschlagung mit den besten Rechtsgelehrten jenes Gesetz alsogleich abändern und die arme Familie

behauptete den Prozeß. Der Rechtsfreund eilte mit der Familie zu dem Monarchen, um ihren Dank abzustatten. Der Monarch sagte da dem Rechtsfreunde mit vielem Ernste: Sie hatten allerdings recht, daß auch Ihre Partei durch jenes Gesetz den Prozeß gewinnen könne; aber daß Sie, als ein Mann von geprüfter Einsicht, nachdem Sie mir Ihre klaren Gründe vorgebracht hatten, noch ein Mistrauen in meine Gerechtigkeit setzen konnten, da hatten Sie ganz unrecht.

21.

Der Vorsteher einer dem Monarchen unterthänigen Provinz bat denselben, daß er zu einer Preisschrift die Frage öffentlich aufwerfen dürfe, wie der von Tag zu Tag in der Provinz immer mehr zunehmenden Theuerung der Victualien abgeholfen werden möge, und glaubte zugleich, daß hundert Dukaten für die beste Antwort eine reichliche Belohnung wären. Der Monarch fragte ihn, wie viel Räthe er habe? Einen Stellvertreter und zwölf Räthe, antwortete der Vorsteher. Ganz gut, erwiderte der Monarch, so wollen wir die Preisfrage genehmigen und die Antwort so zu belohnen versprechen, daß derje-

nige, der die Frage mit dem besten Erfolge beantwortet, Vorsteher der Provinz, der diesem in der Antwort am nächsten kommt, dessen Stellvertreter, und so noch zwölf, nach dem Maße ihrer in der Sache geäußerten Einsicht, Räthe werden sollen. Der Vorsteher eilte ganz betroffen in die Provinz zurück und die Theuerung ward nach einigen Tagen ohne alle Preisschrift gehoben.

22.

Die Gemalin eines hohen Hofbeamten, eine der schönsten Damen in der Residenzstadt, spazierte in dem Garten eines der Lustschlösser des Monarchen durch einige Tage ganz allein herum. Der Monarch bemerkte dies aus seinem Fenster und ging endlich auch ganz allein in den Garten hinab. Kaum hatte ihn die Dame erblickt, so schnitt sie ihm den Weg also ab, daß er ihr nicht mehr ausweichen konnte. Ganz allein, sprach sie der Monarch an, so ganz allein, wo ist denn Ihr Herr? Die Dame antwortete mit der tiefsten Verbeugung: Eure Majestät sind mein Herr und außer diesem habe ich keinen Herrn. Sie geben mir ein schönes Beispiel, meine Schöne, erwiderte der Monarch; da ich auch keine Frau habe,

so werde ich auch allein spazierengehen. Mit diesen Worten ließ er sie stehen und ging die Allee weiter. Die Dame, aus Furcht, ihr Gemal dürfte diesen Auftritt erfahren und ihr nicht zur Ehre deuten, fand es rathsam, demselben die Sache selbst zu entdecken. Der vernünftige Mann wollte auch zum Nachtheile der Ehre seiner Gattin die Geschichte bei dem Monarchen nicht bewenden lassen; er ging daher auch so wie sie einige Male im Garten herum. Der Monarch begegnete ihm und fragte wieder: So ganz allein? Wo ist denn Ihre Frau? Er antwortete mit Anstand: Gnädigster Herr, ich habe keine Frau, ich habe nur einen Herrn. Der Monarch erwiderte lächelnd: Es freut mich, Eheleute von Stande so einverstanden zu finden, zumal wenn ich der Stifter des Einverständnisses bin.

23.

Ein auswärtiger Fürst nahm den Monarchen zu eben jener Zeit als Gast auf, da er einem alten Landesgebrauche gemäß eine ganz lächerliche Ceremonie mitzumachen hatte. Nachdem diese vorüber war und der Fürst selbst mit dem Monarchen darüber ein

Gespräch anfing, sagte ihm dieser: Aber wie könnte ich als souverainer Landesfürst in einem so aufgeklärten Jahrhundert mich noch zu so etwas bequemen? Der Fürst antwortete ihm: Meine Einkünfte, die ich von meinen Unterthanen beziehe, verdienen es immer, daß auch ich mir auf die Rechnung ihrer Schwachheiten etwas gefallen lasse. Auch ich, erwiderte der Monarch, beziehe meine Einkünfte von meinen Unterthanen; allein ich glaube, eben diese so reichlichen Einkünfte verdienen oder vielmehr fordern es von mir, daß ich meine Unterthanen von ihren Schwachheiten heilen solle. Dies mag allerdings richtig sein, fuhr der Fürst weiter fort, allein ich habe mir es in meiner Jugend öfters vorsagen lassen müssen, die Schwachheit der Unterthanen sei die Stärke der Souveraine. So, fiel ihm der Monarch in die Rede, so wie ich es in meinem Mannesalter erfahren mußte, daß die Schwachheit der Souveraine die Stärke und endlich auch die Uebermacht der Unterthanen ausmache.

24.

Ein redlicher Mann, der allgemein als ein Liebling des Monarchen ausgerufen, aber es eigentlich nur in einem sehr eingeschränkten Verstande war, beschwerte sich einstens bei dem Monarchen, es habe ein böser Mensch in einer öffentlichen Schrift, die er im Auslande herausgab, von ihm geschrieben, daß er sich in so wenigen Dienstjahren am Hofe etwas über eine Million erworben hätte. Der Monarch sah ihn ganz ernsthaft an und sagte: Gereicht Ihnen dies etwa zur Unehre oder ist es eine Unwahrheit? Ich dächte doch, die Gnade des Monarchen dürfte immer etwas über eine Million sein.

25.

Ein naher Anverwandter des Monarchen, der die Gattin eines ohnlängst geadelten Bürgers liebgewonnen hatte, bat den Monarchen, er wolle den in mancher Rücksicht verdienstvollen Mann in den Freiherrenstand erheben. Der Monarch antwortete mit einem anscheinenden Mitleiden: Der Mann scheint mir ohnedies genug gekränkt zu sein; warum soll man ihn

noch mehr kränken? Wie so? versetzte der hohe Bittsteller. Wäre denn, war die Antwort, diese Degradirung nicht eine Kränkung, wenn ein bereits gekröntes Haupt hintennach erst baronisirt werden sollte? Indessen könnten Sie kraft Ihrer Würde dem guten Manne einen Orden mittheilen, damit er für die Zukunft die ewige Keuschheit halten müßte. Dies kann auf keine Art geschehen, war der Bescheid; denn die gekrönten Häupter sind von diesem Orden schon des Gelübdes wegen, um alle Gefahr eines Eidbruches zu vermeiden, auf immer ausgeschlossen.

26.

Der Monarch belustigte sich auf einem seiner Lustschlösser mit einigen hohen Hofbeamten und die Rede kam endlich auch auf den alten Hofgebrauch, einen Hofnarren zu halten. Man sprach für und wider, bis endlich der Monarch mit einem ernsthaften Blicke, den er vorzüglich auf Einen warf, den Machtspruch gab: Die Narren waren doch immer eine gute Sache, denn die Monarchen hörten doch zu Zeiten passende Wahrheiten, die ein Anderer vielleicht nicht so klar und deutlich zu äußern sich die Freiheit genommen hätte. Derjenige, der sich durch den scharfen Blick

des Monarchen gemeint zu sein glaubte, erwiderte mit einiger Schamröthe: Ich wenigstens nehme mir jederzeit die Freiheit, Euer Majestät die klarste Wahrheit zu sagen. Dafür, fiel ihm der Monarch in die Rede, werde ich auch nie einen Hofnarren brauchen, so lange Sie bei mir dienen werden.

27

Ein fremder Offizier bat den Monarchen um eine Bedienstung und legte ihm die Zeugnisse seiner Tapferkeit und guten Aufführung von vier Monarchien vor. Und warum verließen Sie an allen vier Orten Ihre Bedienstung? fragte der Monarch. Weil ich nirgends nach Verdienst bin belohnt worden, war die Antwort. Sie sollten es also, erwiderte der Monarch, schon aus eigener Erfahrung wissen, daß der, welcher Vielen dient, von Keinem belohnt werde. Eben darum, gab der Offizier zur Antwort, komme ich zu Eure Majestät; denn ich werde besser und treuer als viele andere Offiziere dienen. Wie so? fragte der Monarch. Weil ich, antwortete dieser, bereits gelernt habe, auf Belohnungen Verzicht zu thun, was viele von Eurer Majestät Kriegshelden noch nicht ge-

lernt haben. Sie sollen es auch nie lernen, sagte der Monarch hierauf; denn der für Belohnungen kein Gefühl mehr hat, der wird auch keine Strafe mehr fürchten.

28.

Ein auswärtiger Gesandter hatte etwas Wichtiges dem Monarchen vorzustellen. Die Unterredung war so beschaffen, daß der Monarch die Frage setzen mußte: Und wer wird die Unkosten bestreiten? Der Gesandte gab zur Antwort: Unser König. Der Monarch fiel ihm in die Rede: Und wer sollte wol dieser König sein? Der Gesandte, den diese Frage sehr befremdete, nannte den König mit Namen. Hierauf sagte ihm der Monarch: Dieser mag wol Ihr König, nicht aber unser König sein. Der Gesandte bat um die allergnädigste Nachsicht dieses seines Fehlers, worauf ihm der Monarch sehr freundlich antwortete: Nein, mein lieber Herr Gesandter! Ich rechne Ihnen diese Redensart für keinen Ihrer Fehler an, sondern ich war diese Erinnerung Ihrem König schon seit jener Zeit schuldig, da er sich gegen meinen Gesandten bei dessen Abreise geäußert hatte, er zweifle nicht, daß dieser an seinem Hofe Verschiedenes gelernt habe.

29.

Ein Schwätzer kam mit einer geheimnißvollen Miene zum Monarchen und entdeckte ihm, es habe ein hoher Kriegsbeamter in einer ansehnlichen Gesellschaft sich verlauten lassen, daß, wenn er achtzigtausend solche Husaren hätte, wie jene sind, von welchen die Rede war, er sich traute, alle Staaten des Monarchen zu erobern. Der Monarch antwortete demselben mit lächelnder Miene: Der Mann sprach ganz richtig; denn wenn er achtzigtausend solche Husaren hätte, müßte er verhältnißmäßig dreimal so vieles Kriegsvolk haben als ich, und dann wäre er ein Monarch, der es mit mir ohne Anstand aufnehmen könnte. Der Verräther wollte sich doch einigermaßen beschönigen und sagte: Ein Mann von so hoher Kriegscharge hätte wenigstens in seinen Reden und Ausdrücken bescheidener sein sollen. Dies, erwiderte der Monarch, werde ich ihm auch ernstlich zu verweisen wissen, damit er sich ein andermal besser umsehen möge, in wessen Gegenwart er spreche.

30.

In einer Grenzstadt setzte der Monarch, ohngeachtet sie kraft ihrer Privilegien das Wahlrecht hatte, einen Major als Richter ein. Die Stadt brachte einige Male Bittschriften zum Monarchen, wo sie ziemlich triftige Beweggründe gegen jeden Kriegsmann, der ihr Richter zu werden hätte, anführte. Es blieb aber immer bei der ersten Hofresolution. Kurz darauf reiste der Monarch durch diese Stadt und die Bürger fanden sich in großer Anzahl bei dem Monarchen alsogleich ein, laut bittend, er wolle sie doch einmal von diesem Despoten, der Alles nach seinem Stocke zu messen gewohnt wäre, befreien. Der Monarch gab ihnen mit lächelndem Munde folgenden Bescheid: Ich habe euch, liebe Bürger, nur auf die Probe stellen wollen und ihr habt sie redlich ausgehalten. Wenn ihr euch gegen das Dasein eines einzigen und zwar vaterländischen Kriegsmannes so sehr wehrt, so kann ich von euch ganz richtig schließen, daß ihr euch um so mehr, da ihr eine Grenzstadt bewohnt, gegen mehrere tausend auswärtige Soldaten wehren werdet. Und hiermit erlaube ich euch, wählet euch wieder einen Richter, welchen ihr selbst wollt.

31.

Ein alter Offizier bat den Monarchen um eine Pension, wenn selbe auch nur in hundert Thalern bestünde. Der Monarch sah es aus dem Berichte der Hofkriegsstelle, daß ihm normalmäßig keine Pension gebühre, und schlug sie daher ihm gänzlich ab. Der Offizier kam an jedem Audienztage und wiederholte seine Bitte. Da er aber einmal wegen seines unaufhörlichen Ueberlaufens von dem Monarchen etwas schärfer hergenommen wurde, riß er seine Kleider auseinander und wies dem Monarchen seine über allen Begriff überhäuften Blessuren vor. Der Monarch war darüber ganz erstaunt und sagte: Mein Lieber! Ich wünschte, daß Sie das Verdienst hätten, gar keine Wunden zu haben; dann könnte ich Ihnen auf der Stelle etwas Besseres als eine normalmäßige Pension resolviren. Ach! erwiderte der Offizier, geben mir Eure Majestät eine Pension und alle meine Wunden sind geheilt und verschwunden. Guter Alter! sagte der Monarch hierauf, Sie werden doch die Pension lebenslänglich verlangen und so würde ich

zu lange auf die Verschwindung Ihrer Wunden und Sie zu lange auf meine Resolution warten müssen. Ich will Ihnen daher lieber aus meinem Kammerbeutel jährlich sechshundert Gulden auswerfen.

32.

Ein Mann von einem hohen Hause, der von seinen Aeltern nebst schönen unbeweglichen Gütern auch ein beträchtliches Vermögen an baarem Gelde geerbt und Geld und Güter auch bald verschwendet hatte, kam endlich in die äußerste Noth, sodaß er den Monarchen um eine augenblickliche Hilfe zu bitten nothgedrungen ward und zwar mit dem Ausdrucke: er könne sein Unglück nicht mehr ertragen. Der Monarch gab ihm zur Antwort: Dies wundert mich eben nicht, weil Sie nicht einmal Ihr Glück hatten ertragen können. Indessen wies ihm der Monarch eine seinen Fähigkeiten angemessene Bedienstung an, wovon, ohne sich auf seinen Gehalt vormerken lassen zu dürfen, monatlich Jedermann, bei welchem ihm Kost und Wohnung nebst einigen Kleiderstücken anbefohlen waren, von einem bestimmten Vorgesetzten bezahlt worden ist.

33.

Ein junger, brotloser Ehemann, von einem allgemein bekannten Schurken bethört, kam mit seinem als schön ausgerufenen Weibe zur Audienz, wobei er sie die Rede führen und für sich um eine Bedienstung bitten ließ. Der Monarch, gegen jedes Frauenzimmer immer höflich zu sein gewohnt, bezeigte sich auch gegen dieses Weib ganz galant. Der junge Mensch übernahm sich dadurch so weit, daß er sich erkühnte, dem Monarchen seine Wohnung zu sagen, mit der unverschämt dreistvollen Aeußerung: Ein längeres Verweilen seines Weibes bei dem Monarchen würde nur einen Verdacht bei den in der Antichambre stehenden Bittstellern erregen. Der Monarch gab ihm mit einem majestätischen Blicke zur Antwort: Wenn die Sache wirklich so beschaffen wäre, wie Er sichs einbildet, so würde doch ein bloßer Verdacht in meinem Zimmer für meine Würde nicht so anstößig sein, als es eine wirkliche Ueberzeugung in Seinem Zimmer allerdings sein müßte. Dann wandte er sich an das Weib und sagte: Wenn dein Mann so viele Fä-

higkeiten besäße wie du, würde ich ihm alsogleich eine Bedienstung geben; so aber muß ich ihn an die Hofstelle anweisen und, hält er die Prüfung dort besser aus als bei mir, so werde ich nicht ungerecht sein.

34.

In einer seiner Provinzen hatte der Monarch am Rande eines sehr großen Waldes ein altes, halbentheils zusammengefallenes Schloß, auf welchem vor Zeiten viel Merkwürdiges geschah. Man stellte dem Monarchen vor, es wäre rathsam, dieses Schloß abreißen zu lassen, indem ein Räubergesind sich daselbst aufzuhalten Gelegenheit finden könnte. Der Monarch gab folgenden Bescheid: In einem Schlosse ist ein Räubergesind leichter zu erwischen als in einem großen Walde; und doch, wenn man deswegen alle große Wälder aushauen wollte, wäre es ebenso ungereimt, als wenn man alle alte Schlösser niederreißen sollte.

35.

Der Monarch war bei einem Kriege einstens im Hauptlager, wo eine entscheidende Schlacht begann. Die Umstände hatten es erfordert, daß ein beträchtliches Volk aufgeopfert werden sollte, um einen Fluß zu behaupten. Nein, sagte der Monarch, ich kenne kein Wasser in der Welt, das mit Menschenblut erkauft zu werden verdiente. Da ihm ein hoher Kriegsmann diese Schonung ausreden wollte, sagte er demselben: Suchen Sie aus allen Regimentern so viele Ihres Gleichen heraus, als Sie brauchen, und eilen Sie dann in Gottes Namen den Fluß zu behaupten.

36.

Der Monarch glaubte die Hofstellen aller seiner Staaten in einen ordentlicheren Gang zu bringen, wenn er selbst den Rathsversammlungen vorsitzen würde. Einmal war er durch wichtigere Geschäfte aufgehalten und kam eine Stunde später. Da er die Treppe hinaufging, traf er auf einen Rath, der auch

zu eben der Zeit ankam. Lieber Herr Hofrath, sagte ihm der Monarch, wir zwei werden heute wol vom Präsidenten einen Wischer bekommen, daß wir so spät eintreffen.

37.

Der Bischof wollte in der Residenzstadt gewisse Ordensgeistliche, welche ihrer ersten Stiftung gemäß ohne Schuhe, in sogenannten Sandalien gehen sollten und sich seit einer Zeit her doch der Schuhe bedient hatten, neuerdings zwingen, solche abzulegen. Da die Mönche nicht gehorsamen wollten und er sich deswegen bei dem Monarchen beklagte, sagte ihm dieser: Mein Herr Bischof! Ich lobe Ihren Eifer; allein lieber sähe ich es, wenn Sie die Mönche an ihren Köpfen und nicht an ihren Füßen zu reformiren anfangen wollten.

38.

In einer Provinz fand es der Monarch für nöthig, die überschwenglichen Einkünfte der Bischöfe zu beschränken und einen Theil davon zu wichtigern Staatsbedürfnissen zu verwenden. Einstens nahm er seine

Reise durch diese Provinz und fragte daselbst in französischer Sprache einen Bischof, den er für den Hof gutgesinnt glaubte, was die Bischöfe von seinen neuen Verordnungen hielten? Der Bischof gab die in der Sprache zweideutig ausfallende Antwort: Die Bischöfe glauben, Eure Majestät suchen dadurch blos das Gute derselben. Sie irren sich, erwiderte der Monarch; denn ihr Gutes, wenn sie welches haben, wünsche ich ihnen zu lassen und will ihnen nur ihr Böses entziehen.

39.

Es mußten sich in einer Provinz, die jederzeit die tapfersten Männer erzeugte, aus einem Orte zehn Jünglinge zu Soldaten stellen; es erschienen aber ihrer sechsunddreißig. Einer unter den Freiwilligen war ausnehmend schön und hoch gewachsen und erst im funfzehnten Jahre. Der Offizier übernahm sie alle und, da er auch den erstbemeldeten Jüngling untersuchen ließ, fand er, daß demselben die vordern Zähne mangelten, daher er sich auch weigerte, ihn aufzunehmen. Der Jüngling ritt in größter Eile zum Monarchen ins Lager und beklagte sich über den Offizier. Da der Monarch das Benehmen des Offiziers

billigte, fiel ihm der Jüngling ganz stürmisch also in die Rede: Ich hoffe doch, daß Eure Majestät den Feind schlagen, nicht aber fressen lassen wollen, und dazu habe ich ja Hände und bedarf keiner Zähne. Der Monarch, der Niemanden eine Antwort schuldig zu bleiben gewohnt war, sagte ihm hierauf: Wenn man den Feind mit Ernst schlagen will, muß man die Zähne recht übereinander beißen können. Indessen ward der Jüngling als Husar vom Monarchen aufgenommen und schwang sich in drei Wochen durch seine Tapferkeit zum Offizier.

40.

Der Monarch ward gebeten, zwischen zwei Höfen eine Ehe zu stiften. Die Sache war einiger Umstände wegen sehr bedenklich und die Bitte abzuschlagen noch bedenklicher. Die Zeit kam heran; mittlerweile aber ward der Monarch kränklich, sodaß man von Seite des bittenden Hofes an denselben wegen einer sehr wichtigen Sache, die, wie man es ihm so ziemlich deutlich zu verstehen gab, noch vor seinem Tode entschieden werden sollte, einen Kurier abschickte. Am Ende ward auch auf eine ganz dem-

selben Hofe angemessene Art von der bereits angebetenen Ehestiftung einige Meldung gemacht. Der Monarch gab auf den ersten Punkt eine entscheidende Antwort. Am Ende setzte er diese Worte hinzu: Ich hoffe bald zu meinen Vätern abzureisen und, da alle Ehen im Himmel beschlossen zu werden pflegen, hoffe ich auch etwas Entscheidendes in Betreff der bewußten Sache berichten zu können.

41.

Ein geheimer Rath stellte einstens dem Monarchen vor, daß er in seinen Entschlüssen etwas zu eilfertig und daß dies die allgemeine Beschwerde des Publikums, vorzüglich aber in Betreff der Bestrafungen, sei. Der Monarch antwortete ihm: Ich erinnere mich keines Falles, wo ich mich dessen schuldig gemacht hätte, wohl aber erinnere ich mich mehrerer Fälle, wo ich mich mit Belohnungen übereilt habe. Der geheime Rath fand sich hierdurch in etwas betroffen und erwiderte: Eure Majestät hatten doch schon mehrmalen selbst wieder Ihre Verordnungen widerrufen, welches Allerhöchstderselben eben nicht zur höchsten Ehre angerechnet worden ist. Der Monarch

sagte hierauf: Es mußte mir doch immer einleuchtend gewesen sein, daß ich mich vorher geirrt habe, und dann mußte es mir auch immer zur größern Ehre gereicht haben, daß ich es widerrufen habe, als wenn ich es bei meinem Irrthum hätte bewenden lassen. Zudem dient jede Widerrufung eines Monarchen seinen Unterthanen zum Beispiele, daß er nicht vergessen hat, sich auch als einen fehligen Menschen zu erkennen. Und dies kann ihm nie zur Unehre gereichen.

42.

Ein Ausländer kam zur Audienz. Der Monarch fragte ihn, wer er sei und was er wolle? Der Ausländer sagte sein Vaterland, seinen Wohnort und den Zweig seines Handels an, mit dem Beisatze, er wolle nichts Anderes, als sich des Glücks erfreuen, den Monarchen recht nahe zu sehen und auch zu sprechen. Der Monarch sagte hierauf: Dies nimmt mich Wunder; da ich doch gerade diesen Zweig des Handels, von welchem Sie leben, allen Ausländern abgeschnitten habe. Der Ausländer erwiderte: Eben dieses Verbot zog mich hieher, um mich ganz schadlos zu halten; denn sobald ich mich zu Hause ausweisen

werde, daß ich das Glück hatte, mit Euer Majestät zu sprechen, so wird mir der größte Theil meiner Landsleute zulaufen und meine Waaren abnehmen. Der Monarch fragte ihn, wie er sich wol so etwas von seinen Landsleuten versprechen könne, da dieselben doch zu sehr aufgeklärt wären, als daß man ihnen einen solchen politischen Aberglauben zumuthen sollte. Der Ausländer antwortete: Dies ist eben die Wirkung der Aufklärung; denn seitdem diese in Eurer Majestät Staaten so hoch gestiegen, sieht man hier in der Residenzstadt, daß die Leute viel lieber bei einem Handelsmanne kaufen, der zum Schilde das Bildniß eines auswärtigen Monarchen ausgehangen hat. Mein Freund, erwiderte der Monarch, Sie irren sich sehr in Ihrer Meinung; denn bei diesen Leuten wirkt nicht die Aufklärung, sondern der bloße Aberglaube, indem sie unter dem Bildnisse eines ausländischen Fürsten auch ausländische Waaren, die ich verboten habe, finden zu können glauben. Der Ausländer blieb auf diese Rede eine Zeit lang ganz stumm und nachdenkend. Der Monarch fragte ihn, warum er so versteinert da stehe? worauf ihm der Ausländer folgende Antwort gab: Eure Majestät geruhen es einem Ausländer nicht zur Ungnade zu nehmen, daß er über Eure Majestät letzte Worte etwas an=

zumerken sich die Freiheit nehme. Was soll dieses sein? Heraus damit, ich liebe die Wahrheit! Ich glaube, sprach dieser mit Ehrfurcht fort, es sei in jedem Staate ja für keinen Aberglauben anzusehen, daß unter jedem Bildnisse eines ausländischen Fürsten auch eine ausländische Waare verborgen sei. Der Monarch nahm den Mann bei der Hand und entließ ihn mit diesen Worten: Ich danke Ihnen für diese Wahrheit; Ihre Waaren, die Sie künftighin in meine Staaten einführen werden, sollen von keiner meiner Mauthen jemals für ausländisch angesehen werden.

43.

Daß von jedem Hofe von jeher der dumme Pöbel gewisse Fabeln zu erzählen pflege, ist Jedermann bekannt. So war es auch am Hofe des Monarchen. Es gab Leute, die sichs nicht nehmen ließen, seine Gemalin, die vor mehreren Jahren gestorben ist, sei in einem fremden Lande öfters gesehen worden. Diese Rede gründete sich auf die erste Erzählung eines Mannes, der sich vom Hofe beleidigt zu sein glaubte und in seinem Pöbel ein Ansehen zu geben wußte. Man

setzte sich von Seite des Pöbels bei Hofe durch ganz einleuchtende Beweise anfangs sicher, dann aber, da nichts verfing, ließ man die Hunde bellen. Einstens ging der Monarch auf einem seiner Lustschlösser über eine Treppe ganz allein und still hinab und hörte im untern Gange zwei Wachen miteinander sehr laut und hitzig Worte wechseln. Der eine Mann behauptete, er habe die Frau des Monarchen ohnlängst in dem Lande ihres Vaters mit eigenen Augen gesehen. Der andere widersprach ihm dieses mit gutem Grunde. Der Monarch kam zu ihnen und fragte sie, worüber sie sich so sehr ereiferten? Sie wiederholten Beide ohne Scheu ihre Behauptungen. Der Monarch gab dem erstern drei Dukaten und sagte: Trink' Er meiner Frau ihre Gesundheit. Dann gab er auch dem andern drei Dukaten und sagte: Und Er bete für die Seele meiner Frau.

44.

Der Monarch fragte einstens einen seiner besoldeten Vertrauten, so wie er ihn täglich zu fragen gewohnt war: Was wird in der Stadt von mir gesprochen? Der Vertraute sagte: Der größte Theil sagt unter

Anderm, Eure Majestät wären mehr grausam als gütig. Der Monarch erwiderte: Dies ist mir sehr lieb, denn es beweist mir, daß der größte Theil mit seinem Nebenmenschen Mitleiden hat.

45.

Eine Dame von ausnehmender Schönheit und sehr einnehmender Lebensart hatte den Monarchen ganz liebgewonnen. Der Monarch kam einstens wieder mit ihr in einer Gesellschaft zusammen und sagte ihr nach vorhergegangenen andern galanten Besprechungen endlich Folgendes: Man sagt mir, es wäre in der Stadt die allgemeine Rede, ich sei in Sie verliebt; woher mag wol dieses kommen? Die Dame gab mit allmöglichem Anstande zur Antwort: Da Eure Majestät mir nichts davon zu sagen beliebten, so konnte ich auch nichts verrathen. Der Monarch sagte weiter: Man sagt mir aber auch, es wäre in der Stadt die allgemeine Rede, daß auch Sie in mich verliebt sind; woher mag wol dieses kommen? Die Dame antwortete mit der nämlichen Miene: Dieses ist ganz natürlich; denn da es allgemein bekannt ist, daß Eure Majestät von allen Menschen geliebt werden,

so mag die ganze Stadt, die mich wol kennt, ganz natürlich schließen, daß ich allein nicht gefühlloser als alle andere Menschen sein könne. Der Monarch setzte nicht aus und sagte: Ihre Ausflüchte, meine Schöne, sind zu weit hergesucht, und es wäre doch ewig Schade, wenn Sie so hartnäckig darauf verharren wollten, die Metamorphosen des Ovids zu vermehren. Die Dame erwiderte mit echter Schamröthe: Die neuere Mythologie ist bereits schon zu reich an Götterkindern, als daß sie auf meine Beiträge anstehen dürfte. Der Monarch bemerkte den Sarkasm und sagte: Aber der Ovid, meine Schöne, der Ovid! Diesen, antwortete die Dame, schätze ich zu sehr, als daß ich ihn vom August ins Elend schicken lassen sollte.

46.

Ein junger Cavalier, der vom Hause verhältnißmäßig arm war, aber außerordentliche Fähigkeiten und wichtige Kenntnisse besaß, stieg stufenweise bis zu einer der höchsten Staatswürden. Man schlug ihn endlich dem Monarchen zum Finanzminister vor. Der Monarch ließ ihn zu sich berufen und fragte ihn, ob er sich dieser Würde und Bürde gewachsen

zu sein fühlte? Der Cavalier antwortete, daß er sich Kenntnisse erworben hätte, wodurch er immer so gut als sein Vorfahrer diesem Geschäft vorstehen könnte. Der Monarch erwiderte hierauf: Auf diese Art ist es mir mit Ihnen nicht geholfen; denn Sie müßten dasjenige wieder gut machen, was Ihr Vorfahrer verdorben hat. Der Cavalier fiel dem Monarchen mit Ehrfurcht in die Rede: Mir scheint, der Fehler war nicht an ihm, denn er hat nach Möglichkeit der Sache vorgestanden; allein so lange es viele Hunderte gibt, die eine Sache immerfort verderben, wird ein einzelner Mensch nie etwas auf die Dauer verbessern können, und wenn einmal die Sache so weit kommt, daß verhältnißmäßig gar keine aktive Finanzen übrigbleiben können, so bedarf der Staat auch keines Finanzministers mehr. Der Monarch machte hierauf den Schluß: Mein Lieber! Ein Mann, der mir dieses sagen kann, muß mein Finanzminister sein; denn er hat weiter nichts nöthig zu thun, als mir immer ohne Hinterhalt die reine Wahrheit zu sagen.

47.

Der Handelsstand stellte es dem Monarchen fußfälligst vor, daß der Verkauf einer gewissen Waare, die sich der Monarch in der ganzen Monarchie allein eigen machte, einem Monopolium gleich sehe, und ein Monopolium zu treiben wäre eben nicht ziemend für einen Monarchen. Der Monarch gab ihnen folgenden Bescheid: Liebe Männer! Ihr versteht die eigentliche Bedeutung des Wortes Monopolium so wenig, als des Wortes Monarch; denn wenn ihr diese verstündet, würdet ihr so wenig wider das Monopolium einwenden, als ihr bisher wider dasjenige, was eigentlich Monarchie heißt, einzuwenden hattet. Wisset also, diese beiden Dinge, Monopolium und Monarchie haben ebendieselbe Bedeutung, und wenn ein Monarch ein Monopolium treibt, so gibt es ebenso Minister, Präsidenten, Räthe, Bürger und Bauern dabei, wie bei dem, was man Monarchie heißt. Nun auf diese Art, liebe Kinder, werdet ihr nie etwas bei meinem Monopolium verlieren;

denn der Handelsstand bleibt bei jedem Monopolium immer das, was in jeder Monarchie das Ministerium ist, und das Ministerium, wie ihr wißt, verliert nie in einer Monarchie.

48.

Der Monarch kam im Auslande in eine königliche Schatzkammer, allwo unter andern Schätzen auch eine alte Krone war, mit welcher die Könige desselben Landes vor Zeiten gekrönt worden sind. Der König selbst nahm die Krone in die Hand, zeigte sie dem Monarchen und machte unter andern Bemerkungen über die Arbeiten der Alten auch diese, daß sie sehr simpelweg bearbeitet und in Rücksicht der Edelgesteine ziemlich leer sei. Der Monarch fiel dem König in die Rede und sagte: Ueberhaupt ist jede Krone ohne Kopf eine leere Sache.

49.

Man deutete es dem Monarchen allgemein übel aus, daß er fast alle seine Entschlüsse blos nach seinem Eigensinne und ohne alles Berathschlagen mit seinen Ministern auszuführen pflege, welches auch

manchmal sehr übel ausgefallen war. Diese allgemeine Klage brachte ihm einer seiner redlichen Vertrauten folgendermaßen bei: Da ihn der Monarch nach Gewohnheit fragte, was man von ihm spreche, sagte ihm der Vertraute, man rechne es dem Minister in auswärtigen Geschäften allgemein sehr übel aus, daß er Seiner Majestät ein gewisses Benehmen mit einer Republik eingerathen habe, welches eben nicht zur Ehre der Monarchie ausgefallen wäre. Der Monarch ließ alsogleich den Minister zu sich berufen und entdeckte ihm diese Anzeige mit der Frage, woher es wol kommen möge, daß man ihm die Ursache dieses Benehmens zumuthe, da er doch nichts dazu beigetragen hätte? Der Minister gab dem Monarchen zur Antwort: Weil man allgemein von der Weisheit Eurer Majestät überzeugt ist, so muß man natürlicherweise nichts Anderes vermuthen, als daß Eure Majestät nichts ohne vorhergegangene Berathschlagung mit Ihren Ministern vorzunehmen pflegen. Der Monarch fühlte den Stachel dieser Rede und erwiderte ihm: Wenn man allgemein von meiner Weisheit überzeugt wäre, so würde man auch allgemein der Meinung sein, daß ich mir einen bessern Minister wählen würde, als einen solchen, durch dessen Rathgebung ich so einen Fehler begehen könnte.

50.

Ein junger Mann, der sich durch mehrere öffentlich zum Druck beförderte Schriften an gegründeter Gelehrsamkeit und geläuterter Einsicht ausgezeichnet hatte, schrieb eine Broschüre, in welcher er die allgemein bekannten Fehler des Monarchen in einem sehr auffallenden Tone zu rügen sich die Freiheit nahm. Es wurden davon in einer Zeit von drei Wochen achtzehntausend Exemplare im In= und Auslande vertheilt. Man nahm den Verfasser in einer kurzen Zeit darauf in Verhaft und gab mit vielem Lärm eine äußerst wichtige Ursache seiner Gefangennehmung dem Publikum vor, sodaß es auch durch auswärtige Zeitungsblätter kundgemacht und sogar eine schändliche Strafe, die an ihm nach einigen Tagen öffentlich vollführt werden sollte, sehr nachdrücklich zu lesen war. Indessen saß der junge Mann in einem rein meublirten, nach der schönsten Gegend gelegenen Zimmer, ward auf die edelste Art bewirthet und von einigen braven Hofmännern wechselsweise besucht. Nach einem Monat schickte man ihn wieder nach Hause. Da er in sein Zimmer eintrat, fand er einen

von den obbemeldeten Hofmännern auf demselben, der ihm dreihundert Dukaten übergab, sich quittiren ließ und ihm befahl, daß er Abends zur bestimmten Stunde bei dem Monarchen sich einfinden und für die überschickte Summe seinen Dank abstatten solle. Er kam und der Monarch nahm ihn auf die mildreichste Art auf, besprach sich mit ihm über verschiedene Gegenstände, vorzüglich aber über einen, der ihm tief am Herzen lag. Der Monarch fand seinen Mann. Er nahm ihn in seinen Dienst mit einem jährlichen Gehalte; allein der Dienst und der Gehalt waren nie diejenigen, welche man allgemein zu wissen glaubte, und von welchen auch in öffentlichen Blättern im Auslande so viele Unwahrheiten und Ungereimtheiten zum Vorscheine kamen.

Der Monarch ließ diesen Mann kurz vor seinem Tode zu sich berufen und übergab ihm eine starke Rolle Schriften mit diesen Worten: Ich werde bald sterben. Waren Sie jederzeit redlich genug, mir die reine Wahrheit ohne Scheu ins Gesicht zu sagen, so werden Sie es auch nach meinem Tode nicht unterlassen von mir Wahrheit zu sprechen. Beschreiben Sie meine Lebensgeschichte so, wie Sie selbes mit Augen gesehen. Was Sie nicht wissen, werden Sie aus diesen Schriften entnehmen können. Sind Sie

fertig damit, so reisen Sie nach N., allwo Sie von dem N. N. und Compagnie gegen Uebergabe meiner Lebensgeschichte und der in dieser Rolle befindlichen Anweisung die von mir bereits erlegte Belohnung erheben werden. Der junge Mann konnte das Uebermaß seines Gefühls nicht länger ertragen und brach in ein lautes Weinen aus. Der Monarch sah ihm lange starr in die Augen und sagte ihm endlich: O, lassen Sie sich durch das Gefühl der Dankbarkeit nie so weit erweichen, daß Sie in der Geschichte etwas verschweigen; denn die öffentliche Kundmachung der Fehltritte der Monarchen wirkt immerfort Gutes auf Generationen hinaus, und nur dann würden Sie gegen mich undankbar sein, wenn Sie dieses Gute verhindern wollten.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.





